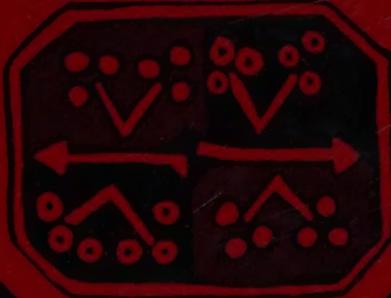
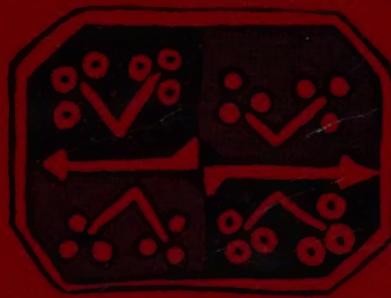


Granatapfel und Flügelpferd

AFGHANISCHE MÄRCHEN



R 19.90

105

1000
1000
1000
1000

GRANATAPFEL UND FLÜGELPFERD

43

»DAS GESICHT DER VÖLKER«

Dokumentation des Märchens

Herausgegeben von Dr. Diether Röth

Granatapfel und Flügelpferd

MÄRCHEN AUS AFGHANISTAN

In Kabul gesammelt und herausgegeben
von Gisela Borcherding

IM ERICH RÖTH - VERLAG · KASSEL

Buchausstattung von Dr. Diether Röth
Titelschrift von Rudolf Grobe

© 1975 by Erich Röth — Verlag / Kassel
Alle Rechte vorbehalten — Printed in Hungary
Gesamtherstellung durch Druckerei »Fankline« Budapest
ISBN 3-87680-308-x

Afghanistan — für viele Menschen strömt ein Zauber aus diesem Wort. Afghanistan, das Land der Bazare und der Reiterröcker, das Land der Teehäuser und des Haschisch. Mehr wissen viele nicht von diesem Land, das geographisch, sprachlich und geschichtlich vom Vorderen Orient nach Indien überleitet — sie kennen nur ihre Sehnsucht danach.

Afghanistan ist ein Land der hohen Berge, der Steppen und Wüsten und der fruchtbaren Täler von großer Schönheit... ein Land ohne Zugang zum Meer und ohne Eisenbahn, aber mit gut ausgebauten Fernstraßen. Im Westen verläuft die Grenze zum Iran durch flaches, von Glutwinden durchwehtes Salzwüstengebiet, im Norden—Turkestan, Usbekistan und Tadschikistan zu — durch Halbwüsten und Magersteppen; im äußersten Nordosten, wo der Wakhanzipfel die chinesische Provinz Sinkiang berührt, reicht die Hochgebirgsregion mit ihren Almweiden und vergletscherten Gipfeln über den westlichen Hindukusch bis auf das Pamirplateau, das »Dach der Welt«. Im Südosten aber fällt der Iranische Hochlandgürtel, zu dem Afghanistan gehört und der sich in zahlreiche Kettengebirgszüge faltet, steil in das Industieiland Pakistans ab; der Kabulfluß strömt bereits dem Indischen Ozean zu.

So vielfältig und unterschiedlich wie die Landschaftsräume Afghanistans sind auch seine Menschen. Denn was heute fast allgemein als »Afghanen« bezeichnet wird, das sind Angehörige ethnisch ganz verschiedener Bevölkerungsgruppen, was bei der wechselvollen Geschichte und den landschaftlichen Gegebenheiten nicht verwunderlich ist. Der größte Teil, etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung Afghanistans, lebt in den Südprovinzen des Landes: die Paschtunen, die sich als die einzige »wahren Afghanen« betrachten (fast ebensoviele gehören zum benachbarten Pakistan). Man hat sie als Nachfahren jener Pakyten ansehen wollen, die Herodot in seiner »Entdeckung der Welt« erwähnt, doch ist diese Zuschreibung zweifelhaft. Diese stolzen, hochgewachsenen Menschen sind vornehmlich Viehzüchter und Grundbesitzer mit ausgeprägter

Stammesgliederung, die überwiegend nomadisierend mit ihren Kamel-, Schaf- und Ziegenherden über die graugelben Steppen ziehen, wo man ihre charakteristischen schwarzen Zelte aufgeschlagen findet oder die Qala, die »Bauernburgen«, in denen die paschtunischen Großfamilien bevorzugt leben. Die ganzjährige Weidesuche, wie sie einem Steppenhochlande angemessen ist, wird in der jüngsten Zeit teilweise durch ein Händlernomadentum ersetzt; daneben gibt es Paschtunen, die seßhaft sind und die in den Städten oder — im östlichen Grenzgebirge — in Hangstufendorfern leben. Immer aber fühlen sich die freien, ehrbedachten paschtunischen Wanderhirten allen anderen Bevölkerungsgruppen überlegen und verachten die Ackerbauern etwas, die sich bücken müssen, um den Boden zu bebauen.

Solche Ackerbauer, Händler und Handwerker sind die *Tadschiken*, die im Norden des Hindukusch und in der Gegend um Herat, aber auch sonst überall in den Städten ansässig sind. Sie gelten als Nachfahren der alten iranischen Bevölkerung Mittelasiens und sind die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe Afghanistans, meist fleißige und gescheite Menschen ohne jegliche Stammesorganisation. Ebenfalls Ackerbauern (und oft Halbnomaden) sind die *Turkmenen* und *Usbeken* im ehemaligen Baktrien im Norden des Landes. Es sind Turkvölker, berühmte Teppichknüpfer mit alter Stammestradi-
tion die ersteren, die in einem kleinen Siedlungsgebiet nomadisieren oder als Bauern in Großdörfern wohnen, während die anderen sich stärker an die Tadschiken angleichen und als Bauern mit extensivem Regenfeldbau siedeln oder als Handwerker und Händler in den Städten ansässig sind. Nur ihr wilder Reiterkampf, das »Ziegenziehen« (buzkaschi), erinnert noch an ihre alte Kampfeslust; man glaubt die Reitertruppen Dschingis-Khans über die Steppe brausen zu sehen, und von einem seiner Nachfahren, von Usbek-Khan, leitet sich auch ihr Name ab.

In waldreichen unwegsamen Tälern, die sich bis zum Hauptkamm des Hindukusch hinaufziehen, leben die einstma-

sehr kriegerischen *Nuristani*. Dank der Verkehrsfeindlichkeit dieses Gebiets waren diese hellhäutigen, oftmals blonden und blauäugigen Menschen, von denen man auch heute noch nicht sehr viel weiß, lange unabhängig, bis ihr Land Kafiristan 1896 von Emir Abdur Rachman in sein Staatsgebiet eingegliedert wurde. Die Kafiren, die »Ungläubigen«, wie man sie aus muslimischer Sicht nannte, weil ihre archaische Religion mit eigenem Priestertum eine reiche Götterwelt besaß, deren Gestalten durch überlieferte Hymnen und Mythen Beziehungen zu den alten indischen (vedischen) und iranischen Gottheiten erkennen lassen, mußten den islamischen Glauben gewaltsam annehmen und wurden nun Nuristani (Menschen des Landes des Lichts) oder auch Jadedi (die Neuen) genannt. Ihre Sprache ist indogermanisch.

Die überwiegend nomadisierenden *Belutschen* in den südafghanischen Provinzen Seistan und Registan sind vor langer Zeit wohl aus dem Westen eingewandert; ihr Hauptgebiet liegt jedoch außerhalb des Landes. Man kennt sie als geschickte Teppichknüpfer und weiß von einer reichen epischen Dichtung. Sprachlich gehören sie dem Iranischen zu, während die *Brabui*, die in kleinen Gruppen ihnen benachbart leben und sich kulturell kaum von ihnen unterscheiden, eine dravidische Sprache sprechen, die auf Südindien und Ceylon verweist.

In den Schlitzäugen der *Hazara* im westlich von Kabul gelegenen Gebirgsland erkennt man unschwer den mongolischen Typ. Ihr Name wird vom persischen Wort für »tausend« abgeleitet, und man nimmt an, daß er auf die Tausendschaften der Heere des Dschingis-Khan zurückgeht. Da ihr Siedlungsraum im zentralen Hochland wegen der extremen Witterungsverhältnisse nur bedingt für Ackerbau mit Viehhaltung geeignet ist, findet man sie als fleißige Handwerker in meist niederen Berufen überall im Land und in den Städten verstreut. Die meisten sehen verachtend auf sie herab, vielleicht auch, weil sie Schiiten sind, während in Afghanistan sonst überwiegend die sunnitische Richtung des Islam als maßgebend gilt.

Ich habe hier, gleichsam im Überblick, nur die wichtigsten Bevölkerungsgruppen Afghanistans streifen können; es gibt deren noch unzählige mehr, die ihre eigene Sprache oder Dialekte und besondere Lebensgewohnheiten pflegen, und auch die angeführten untergliedern sich noch vielfach und sind keineswegs so klar von anderen getrennt. Ebensowenig ist es möglich, hier die wechselvolle fünftausendjährige Geschichte des Landes, seine Kultur, die Landesbeschaffenheit, Wirtschaft, Staat und Gesellschaft auch nur anzudeuten.

Stattdessen will ich eine Legende anführen, die einprägsam die eigentümliche Haltung der Afghanen, vorzüglich der Paschtunen, erkennen lässt. Alexander der Große, so wird erzählt, kämpfte schon seit vier Jahren erfolglos mit den »Paktis«, um den Zugang nach Indien zu erzwingen. Seine Mutter Olympias im fernen Griechenland ist bestürzt, als sie von den Mißerfolgen ihres Sohnes hört und kann die Ursache nicht begreifen. Um ihr seine Lage verständlich zu machen, sendet Alexander einige Stammesfürsten der »Paktis« nach Griechenland. In Pallas werden sie von seiner Mutter ehrenvoll empfangen. Vor dem Abschiedsbesuch wird auf Geheiß Alexanders etwas afghanische Erde, die insgeheim mitgebracht worden war, an der Tür zum Audienzsaal ausgestreut. Die Stammesfürsten »riechen daraufhin Heimatluft« und beginnen leidenschaftlich um die Ehre des Vortritts in den Saal zu kämpfen, da jeder sich besser als der andere dünkt. Da begreift die Königin die Schwierigkeiten ihres Sohnes mit jenem Volk, dessen Ehrgefühl und Freiheitsliebe so unbeugsam sind.

Ich habe diese Legende nicht selbst gehört, da ich Paschtu, die Sprache der Paschtunen, die zum nordöstlichen Zweig des Iranischen gehört, nicht beherrsche. Die in diesem Band wiedergegebenen Märchen stammen von persisch sprechenden Afghanen. Sie haben mir diese Märchen erzählt, und ich habe sie gleich nach dem Vortrag aufgeschrieben, gestützt auf Notizen, die ich mir während des Erzählens gemacht hatte.

Doch als ich im Sommer 1964 nach Afghanistan ausgereist bin, da hatte ich weder die Absicht Märchen zu sammeln noch ahnte ich, daß ich beinahe sechs Jahre in diesem Lande leben würde. Dari, die zweite offizielle Landessprache, die ein Dialekt des Persischen ist, hatte ich während meiner zweijährigen Tätigkeit als Lehrerin in Kabul gelernt, wo ich in Dari unterrichtete. Um meine Sprachkenntnisse zu vertiefen, bat ich meinen Kollegen Karim, mir einfache Geschichten zu erzählen, denn Lehrbücher gab es ebensowenig wie ausgearbeitete Sprachkurse oder Wörterbücher. Es waren zunächst kurze lustige Geschichten, Schwänke, auch Tierfabeln, die ich zum Teil schon kannte. Doch da ich kein so gutes Gedächtnis habe wie die meisten Afghanen, vergaß ich sie bald wieder. Das tat mir leid, und so zeichnete ich später die mir erzählten Geschichten während des Vortragens auf.

Dann forschte ich bei meinen Schülern, die vom Lande kamen und die im Internat in der Hauptstadt lebten, nach Märchen. Sie lächelten recht verlegen, blickten zur Seite und meinten, sie kannten keine. Das konnte ich nicht glauben, denn ich hatte von afghanischen Bekannten gehört, daß ganz besonders auf dem Land in jeder Familie noch Märchen erzählt werden. Nun erlebte ich zum ersten Mal die Scheu und Verlegenheit der Afghanen, die ich noch oft erfahren sollte, wenn ich nach Märchen fragte. Noch einige Male versuchte ich meine Schüler zum Erzählen zu bewegen. Doch erfolglos.

Da gab mir ein Schüler den Rat, mich doch an einen richtigen Märchenerzähler, an einen sadu, zu wenden, die man als wandernde Sänger bezeichnen kann. Sie betreiben das Erzählen berufsmäßig und werden zu Hochzeiten und anderen Festen engagiert. Ein afghanischer Freund ging für mich in den Teil der Stadt, in dem die meisten Musikanten, Tänzer, Schauspieler und Märchenerzähler wohnen. Er konnte auch einen sadu ausfindig machen, aber der war nur gegen eine ungeheuer hohe Geldsumme bereit, seine Geschichten an mich weiterzugeben. Ich kann die Weigerung der Märchenerzähler gut verstehen. Die Märchen werden vom Vater auf den

Sohn vererbt, sie sind eine Art persönlicher Besitz. Das Mißtrauen den Fremden gegenüber ist daher verständlich.

Auch Afghanen aus meinem Bekanntenkreis hatte ich gebeten, mir Märchen zu erzählen. Denn auch in der Hauptstadt wird in den Familien noch nächtelang den Märchen gelauscht. Einige gebildete Afghanen kannten keine Märchen mehr oder wollten sich nicht mehr an sie erinnern. Sie interessierten sich nicht mehr für Geschichten, die von guten und bösen Menschen, von Prinzen und Dämonen handeln, in deren Mittelpunkt oft eine ferne prächtige Stadt mit einem mächtigen König steht, dessen schöne Tochter auf dramatische Weise die Frau des Helden der Erzählung wird. Einfache Afghanen dagegen, die mit diesen Märchen leben und die in dieser phantastischen Welt zuhause sind, hatten große Scheu, mir ihre Märchen anzuvertrauen; sie konnten nicht verstehen, weshalb sich eine Fremde für ihre Geschichten interessiert und fürchteten vielleicht, ausgelacht zu werden.

An einem Festtag der Schiiten, die eine religiöse Minderheit in Afghanistan sind, gingen wir zu der kleinen Moschee, die am Rande der Hauptstadt von Grabhügeln umgeben liegt. Auf dem Gräberfeld waren Verkaufsstände und Kinderkutschs aufgeschlagen, es wurde Tee gekocht und Fleisch am Spieß gebraten. Die Menschen waren festlich aufgeputzt, und auch verschleierte Frauengestalten tauchten ab und zu, meist in Gruppen, im Gedränge auf. Auf einer Seite des Festgeländes sah ich Männer im Kreise hocken. In der Mitte des weiten Runds standen ein Erzähler und ein Musikant mit einem Zupfinstrument, das er jedoch mehr als Schlagzeug zur rhythmischen Begleitung des Erzählers benutzte. Dieser trug seine Geschichten mit weitausladenden lebendigen Gesten vor, wobei er greuliche Grimassen schnitt. »Und da zog er sein Schwert . . .!« rief der Erzähler laut, und die Zuschauer fielen wiederholend ein, »und da zoooog er sein Schwert« und ahmten teilweise auch die Bewegungen nach. »Und er stieß es ihm ins Herz!« »Und er stieß es ihm ins Herz!« brüllten die Zuhörer. Trotz der Dramatik der Geschichte und der Begei-

sterung, mit der alle Anteil nahmen, hatten mich einige Männer bemerkt und blickten mich nicht eben freundlich an. Auch der Erzähler sah mich, und seine Erzählung erlahmte. Nun ruhten viele Blicke auf mir. Ich hatte das Gefühl, hier als Ausländerin sehr zu stören und ging. Diese Geschichten erzählen meist von den großen Wundertaten der Heiligen, so die bekannten Legenden über Hazrat-e-Ali, den vierten Kalifen im Raum von Bamian. Mit Hilfe seines Zauberschwertes Zulfaqar soll er durch einen einzigen Streich das Naturwunder der leuchtenden ineinanderfließenden Seen von Bamian hervorgebracht haben. Dort in der Nähe ist auch noch der von ihm getötete Drache zu Stein erstarrt zu sehen. Die Sage von Dschelal-a-din und seiner schönen, aber herrschsüchtigen Tochter Lale Chatun erzählt von erbitterten Kämpfen der Soldaten Dschingis-Khans um die Schlüsselfestung Scher-e-Ghogholia (die murmelnde Stadt), die durch Verrat der Königstochter in die Hände der Mongolen gefallen sein soll. Unweit von Bamian erhebt sich der eindrucksvolle Ruinenhügel.

Auch im alten Bazar von Kabul traf ich dann und wann Balladensänger, die häufig von einem Trupp Musikanten begleitet wurden. Ihre Geschichten trugen sie in Wechselrede oder mit verteilten Rollen vor. Kurzgesänge (landaye) wurden eingeschaltet und die Erzählung musikalisch untermauert. Kein Wunder, daß diese fahrenden Sänger dankbare und zahlende Zuhörer finden! Leider konnte ich von diesen Balladen, weil sie meist in paschtunischer Sprache geboten wurden, nur Teile verstehen. Oft verspürte ich den Wunsch, mich unter einer den ganzen Körper verhüllenden Schaderi (Schleier) zu verbergen, um so unbemerkt zuhören zu können. Aber da ich länger als die meisten Afghaninnen bin, wäre ich trotzdem aufgefallen.

Während Ramasan, dem Fastenmonat, wird abends in vielen Teestuben gesungen. Einige Male ging ich mit meinem Mann während dieser Zeit in ein Teehaus, um den Sängern und den Musikanten zuzuhören. Rings um uns nur Männer, die auf

den Bänken oder auf dem Boden hockten, ein kleines buntgeblümtes Teekännchen und ein Schälchen vor sich. Die Sänger trugen (oft auch in Paschtu) Geschichten von tapferen Kriegshelden und Liebeserzählungen vor. Sie handelten von todesmutigen, treuen Männern und von Frauen, die zu jedem Opfer fähig sind, solang sich der Mann ehrenhaft und tapfer erweist. In bekannten Liebesgeschichten wie »Adam-Chan au Durchane« und »Schadi au Bibo« wird diese unerschütterliche Treue bis in den Tod geschildert. Die schöne Gestalt der Angebeteten wurde ausführlich in poetischen Wendungen besungen. Dabei wiegten die zuhörenden Männer die Köpfe hin und her und stießen verzückte Laute aus.

Überhaupt hielt ich mich oft und gern in Kabuls Altstadt auf, obwohl es in den Bazaren dort im Sommer heiß und staubig ist und man von Fliegenschwärmen belästigt wird. Auch ist der Gestank oft unerträglich, denn die Abwässer aus den eng ineinandergeschachtelten Häusern werden nur oberirdisch in Gräben durch die Gassen, die oft vom Regen aufgeweicht sind, abgeleitet, und in den schmalen Durchgängen häufen sich Abfälle, in denen die Hunde wühlen. Trotzdem lockte mich das bunte Leben dort, und ich hatte das Gefühl, ins Mittelalter einzutauchen.

Immer wieder zog mich das rhythmische Hämmern, Klopfen und Schlagen in den »Blechbazar«. Die Geschäftsstraße ist hier etwas breiter und wird von kleinen Ladenreihen gesäumt. Wie an die Hauswände angeklebte Kästen wirken die Läden, die zur Vorderseite hin geöffnet sind und die manchmal ein Vordach gegen Sonne und Regen haben. Diese kleinen Dukane dienen den Handwerkern gleichzeitig als Werkstatt, und ich war immer wieder erstaunt, auf welch engem Raum hier gearbeitet wird. Aus Weißblech wurden kleine Öfen, Holzkohlebecken (sandali), Blecheimer und Blechkisten hergestellt. In anderen Bazaren kann man sich diese Blechkisten kunstvoll bemalen lassen: mit bunten Blumen, wilden Tieren, Moscheen oder mit Motiven aus der Wunderwelt der Technik, die ja fast selber ein Märchen ist, mit Düsenflugzeugen,

Schnellzügen oder Telefonen. Diese Kunstmaler verdienen sich ihren Lebensunterhalt mit dem Bemalen von Lastwagen und Bussen, auf denen viel von ihren Tagträumen und dem Wunschdenken zu finden ist.

Im Bazar der Färber sind bunte Stoffbahnen in satten Farben an Seilen quer über die Gasse zum Trocknen aufgehängt. Im Gegenlicht der Sonne leuchten sie intensiv. Flink muß man unter den Tüchern und der farbenfroh aufgefrischten Kleidung durchschlüpfen, wenn man nicht durch herabtropfendes Farbwasser selbst buntbetupft die Gasse verlassen will.

Zwischen diesen kleinen Werkstätten und Läden findet man auch Eingänge von Serais, das sind die Großhandelslager des Orients. Durch einen torartigen Eingang tritt man in einen geräumigen Innenhof, der meist von zweistöckigen Gebäuden umgeben ist. Ins Auge fällt sogleich die oft reich geschnitzte Holzgalerie, über welche die Räume der Obergeschosse zu erreichen sind. Unten befinden sich die Lagerräume meist einer einzigen Branche. So wird hier fast ausschließlich mit Tee gehandelt, der in weiten Körben sorgfältig aufgehäuft ist. Dort werden nur Melonen umgeschlagen. Zu köstlichen Fruchtbergen sind sie aufgehäuft... die Händler hocken um sie herum, klopfen prüfend an die Früchte, schütteln sie vor ihrem Ohr oder wiegen sie auf ungefügten Balkenwagen aus. Vielerorts lagern die billigen Importgüter, die man aus Japan, aus Indien oder Hongkong eingeführt hat: Porzellan- und Glaswaren, Textilien und auch Haushaltswaren aus Kunststoff werden importiert und verdrängen immer mehr die Waren der einheimischen Handwerker. Die Färber, Töpfer, die Blech- und Kupferschmiede müssen sich auf Reperaturen beschränken oder werden gezwungen, sich auf aussichtsreichere Berufe wie den des Automechanikers oder den des Möbelschreiners umzustellen. In den neuen Stadtteilen von Kabul findet man zwar noch die herkömmlichen Dukane, doch haben Geschäfte mit Ladentür, in denen abgepackte, konservierte und auch tiefgekühlte Waren angeboten werden, die traditionellen Läden weitgehend verdrängt.

Eigentlich hatte ich den Gedanken, afghanische Märchen aufzuzeichnen, schon enttäuscht fallen gelassen, als mir mein früherer Kollege Karim wieder begegnete. Ich war damals nicht mehr berufstätig und wollte Märchen für meinen kleinen Sohn sammeln, um sie ihm später zu erzählen. Karim berichtete ich von meinem vergeblichen Bemühen. Da lachte er und sagte, er wäre gern bereit, mir alle Märchen zu erzählen, die er kenne. Von ihm stammen die meisten Märchen dieser Sammlung. Karim war ein begabter Künstler, Keramiker und Bildhauer. Sein Land mit seiner Musik, seinen Tänzen und Erzählungen kennt und liebt er. Er besitzt einen großen Schatz an Sprichwörtern und Geschichten und Späßen um Mullah Nasrudin. Unter seinen Freunden und Verwandten ist er ein beliebter Unterhalter und Erzähler. Karim beherrscht die Kunst des Erzählens so gut, daß selbst mein kleiner Sohn, der persisch nicht verstand, sich zu mir setzte und den Erzähler gebannt anschaut. Vielleicht war es die ausdrucksvolle Gestik der schmalen Hände oder das dunkle lebendige Gesicht, auf dem sich die Gestalten der Märchen zu spiegeln schienen. Seine Stimme war dagegen eher mit dem gleichmäßigen Rauschen eines fließenden Wassers zu vergleichen.

Gulam Sachi habe ich einige lustige Geschichten zu verdanken. So »Das Märchen vom Jungen mit dem Schafsmagen auf dem Kopf« und »Die Geschichte von den untreuen Frauen.« Gulam Sachi kam aus dem Herzen Afghanistans, dem Hazarajat. Durch eine schwere Krankheit seiner Frau war er gezwungen gewesen, sein Land zu verkaufen, damit sich seine Frau in der Stadt von einem Arzt behandeln lassen konnte. Als Hazara, die meist niedrige Arbeiten verrichten, verdiente er sein Brot als Lastenträger und Karrenschieber. Als ich ihn bat, mir ein Märchen zu erzählen, erschien er mit einer Dambura, einem volkstümlichen Zupfinstrument mit zwei Melodiesaiten und einem langen, aus dem halbkugelförmigen Klangkörper ragenden Hals, das fast jeder Afghane mehr oder weniger gut zu spielen versteht. Er hockte sich hin und sang mit heiserer rauher Stimme in hoher Tonlage

ein Lied. Die Melodie klang eintönig und durch die häufigen Refrains etwas ermüdend, wenn auch sehr rhythmisch, und häufig wurden die Vokale sehr lang gezogen. Ich verstand beinahe nichts und bat Gulam, mir diese Ballade doch zu erzählen. Doch das konnte er nicht. Diese Geschichte konnte er nur singen. Dafür erzählte er mir ein anderes Märchen, von dem ich ebenfalls nicht viel verstand, da er es sehr schnell hersagte, auswendig, wie mir schien. Er kannte jedes Wort und leierte es herunter, als ob er innerlich ganz unbeteiligt wäre. Aber das war seine Art, diese überlieferten Märchen wortgetreu zu erzählen. Doch daran gewöhnte ich mich und konnte seine Märchen mit der Zeit verstehen.

»Alles kommt von Gott« hat mir Maseri erzählt. Maseri stammte wie Gulam Sachi aus dem Hazarajat und wohnte damals in einem kleinen Dienerhäuschen in der Nachbarschaft. Sie, ihre Mutter und die Geschwister arbeiteten in einem afghanischen Haus, und ihr Mann war Holzhacker. Mir half sie stundenweise im Haushalt aus. Auch ihr konnte ich nicht ganz glauben, daß sie keine Märchen kenne. Dafür sang sie, wie Gulam Sachi, lieber. Wenn mein kleiner Sohn weinte, hockte sie sich vor seine Hängewiege, bewegte sie sanft und sang mit hoher gepreßter Stimme. Mir erschien dieser Gesang eintönig und fremd; durch die immer wiederkehrenden gleichen Formen wirkte er einschläfernd auf mich (und auf das Kind), und ich hielt diesen Gesang für ein Wiegenlied. Maseri aber beehrte mich, daß ihre Lieder von Liebe, Krieg und Jagd handelten, also keineswegs Schlaf- oder Wiegenlieder waren. Die Texte vermochte auch sie nicht zu sprechen. Gleich verfiel auch sie wieder in ihre hohe Stimmlage, bei der ich nur einzelne Worte verstehen konnte.

Von einer alten Frau in der Nachbarschaft hörte ich, daß sie viele Märchen wußte. Nachdem ich sie einige Male eingeladen hatte, kam sie in Begleitung ihrer Tochter, von Kopf bis Fuß in den traditionellen feingefältelten Schleier eingehüllt. Sie legte ihn erst ab, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß kein Mann im Hause war. Auch jetzt war ihr Kopf noch von

·einem weißen Schleier bedeckt. An ihrem Rücken hing ein dünnes, sehr langes weißes Zöpfchen hinab. Trotz ihres Alters ließ sie sich behende auf dem Duschak, dem auf dem Boden liegenden Sitzpolster, nieder. Ganz aufrecht saß sie im Schneidersitz da. Ich bewirtete sie mit Tee und Gebäck, und die Alte lobte meinen mit »El« (Kardamom) gewürzten Tee. Bei ihren nächsten Besuchen gab ich noch mehr frisch gestoßenen Kardamom in den Tee – noch heute liegt mir, wenn ich an die Alte denke, der kräftig-würzige Geruch in der Nase. Bei ihren ersten Besuchen sprachen wir nur über Krankheiten und Kindersachen. Die alte Nachbarin erzählte kein Märchen, obwohl ich sie darum bat. Sie lachte und kicherte viel, beinahe wie ein junges Mädchen und schlug dabei den Schleier über ihr breites Mongolengesicht, sodaß nur noch ihre schmalen schwarzen Augen zu sehen waren. Die alte Mutter hatte vereinzelt dunkle Zähne in ihrem Mund, und ich konnte sie daher nur mit Mühe verstehen. Manchmal mußte mir ihre Tochter einen Satz wiederholen. So hatte ich für ihren nächsten Besuch ein Mikrofon aufgebaut, um ihre Erzählung mit dem Tonband aufzuzeichnen. Die »modar«, die Mutter begann . . . nach kurzer Zeit unterbrach ich sie und spielte ihr das besprochene Band vor, um sie mit dem von ihr recht mißtrauisch betrachteten Tonbandgerät vertraut zu machen. Zuerst lauschte die Alte erstaunt, dann fragte sie immer wieder: »Bin ich das? Bin ich das wirklich?« und lachte und lachte und lachte. Ich mußte ihr das Band immer wieder vorspielen. Die Geschichte hat sie mir nie zu Ende erzählt. Ich hätte sie nicht unterbrechen dürfen. Bei ihren nächsten Besuchen wagte ich nicht mehr, das Mikrofon aufzustellen.

Andere Märchen, zumeist jedoch Tausendundeinenacht-Geschichten, erzählten mir junge Lehrer oder Studenten aus Kabul, deren Namen ich nicht kenne. Sie trugen mir ihre Märchen meist mit sehr lebhaftem Mienen- und Gestenpiel vor; ihre Erzählweise wirkte farbiger und persönlicher, da sie im Gegensatz zu den Erzählnern aus dem Hazarajat den genauen Wortlaut der Märchen nicht wußten.

DER PRINZ MIT DEM ZAUBERPFERD



Es war einmal — oder nicht? Doch, es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gewißlich. Gut, hört zu! Es war einmal ein König, der hatte von seiner ersten Frau zwei Töchter und von seiner zweiten Frau drei Söhne. Die älteste Tochter verheiratete er mit einem großen, schwarzen kräftigen Wolf, und die jüngere Tochter verheiratete er mit einem roten schlauen

Fuchs. Zu seinen Söhnen aber sprach er: »Für euch vermag ich keine Frauen zu finden — zieht hinaus und sucht sie euch selbst! Ich wünsche euch viel Glück und Allahs Segen.«

So stellten die drei Brüder eine Karawane aus vielen Kamelen zusammen und ließen sie reich mit Brautgeschenken beladen. Sie zogen und zogen und zogen... durch Wüsten, über Berge und durch Flüsse — bis sie zu einer Wegkreuzung gelangten. Dort stand in der Mitte ein großer Stein, und als sie näher hinschauten, da sahen sie, daß auf dem Stein etwas geschrieben war. Nach links, so stand da geschrieben, ist der Weg sehr gefahrvoll, doch der rechte Weg ist ohne Gefahren. Da sagten die

beiden älteren Brüder: »Natürlich werden wir den rechten Weg wählen, kommt!« Doch der jüngste Bruder sagte: »Ich aber werde den linken Weg wählen. Ich will seine Gefahren kennenlernen.« Die beiden älteren Brüder versuchten den jüngsten Prinzen umzustimmen, doch der blieb bei seinem Entschluß. Da zogen die drei Brüder ihre Ringe vom Finger und legten sie unter den Stein. »Jeder von uns, der zurückkommt, nimmt seinen Ring wieder zu sich. Da können wir immer sehen, wer schon zurückgekehrt ist.« Dann küßten sich die Brüder und verabschiedeten sich. Der jüngste Bruder überließ die große Karawane mit den Vorräten, den Brautgeschenken und den Zelten seinen älteren Brüdern. Er selbst nahm nur sein Reitpferd mit und seinen großen Pfeil und Bogen und ein wenig zum Essen.

Die beiden großen Brüder gingen nun den rechten Weg, und der kleine Bruder den linken. Und er ritt und ritt und ritt. Er ritt Tage und Wochen und Monate. Und nichts Gefahrvolles begegnete ihm. Da sah er eines Tages von ferne ein großes Schloß auf einem Berge liegen. Darauf ritt er zu, und je näher er kam, desto mächtiger erschien es ihm. Eine Mauer mit vier großen Toren umgab das Schloß, aber keines der Tore war geöffnet und kein Wächter stand vor dem Tor. Der Jüngste kloppte vergebens mit einem Stein gegen die Tore, aber niemand öffnete. Da sah er eine schwarze Katze über die Mauer laufen, der hing ein goldener Schlüssel am Hals.¹ Schnell nahm der Prinz seinen großen Bogen und schoß mit dem Pfeil auf die Katze. Und die Katze fiel herab, und der Jüngste nahm ihr den goldenen Schlüssel vom Hals und damit öffnete er das große Tor und ging hinein. Da fand er einen grünen, grünen Garten, doch es war alles ganz still. Er sah keine Wächter, auch keine Mägde oder Knechte. Dann trat er in das Schloß und kam in

einen großen Saal. Da saß auf einem Kissen ein Mädchen und kämme sein Haar. Es war ein sehr schönes Mädchen mit langen, schwarzen glänzenden Haaren, und seine Augen waren dunkel und groß. »Was machst du hier?« fragte das Mädchen. »Oh . . .«, sagte der Prinz, denn mehr konnte er gar nicht sagen, so geblendet war er von ihrer Schönheit. Und die Schöne sagte: »Verlasse schnell wieder den Palast, denn wenn du noch länger bleibst, dann mußt du sterben. Denn bald wird der furchtbar große Riese kommen und dich umbringen und auffressen. Daraum geh sofort, ich bitte dich!« »Ich habe keine Angst«, antwortete der Prinz, »wann kommt denn dein großer und furchtbarer Riese?« »Bald«, sagte das Mädchen. »Gut«, sagte der Prinz, »dann werde ich mich hier hinter die Türe stellen und warten bis der Riese kommt. Und wenn ich ihn dann erschlagen habe . . . darf ich dich dann mitnehmen, schöne Prinzessin?« »Ja«, sagte das Mädchen, »wenn du magst. Aber zuerst habe ich noch einen Bitte. Ich habe noch zwei Schwestern, die sind viel, viel schöner als ich. Sie wohnen in einem Palast . . . weit, weit weg von hier und werden auch von großen und furchtbaren Riesen bewacht. Bitte, erlöse die auch.« »Gern«, antwortete der Prinz, »wenn es mir gelingt. Doch ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mädchen schöner ist als du es bist.« Danach ging der Prinz hinter das Tor, nahm einen großen Knüppel in die Hand und stellte sich auf einen hohen Stein, damit er den Riesen von oben erschlagen könnte. Und es dauerte auch nicht lange, da öffnete sich das Tor, und der Riese kam herein. In diesem Augenblick schlug der Prinz dem Riesen mit dem Knüppel so stark auf den Kopf, daß der Schädel zersprang. Da lag er nun, der große und furchtbare Riese und war tot! Die Prinzessin kam aus dem Schloß gelaufen und freute sich, daß der Riese besiegt war. »Nun reite

geschwind zu meinen Schwestern«, sagte sie, »nur immer diesen Weg entlang, dann wirst du das Schloß schon oben auf dem Berge liegen sehen. Und wenn du meine Schwestern erlöst hast, dann holst du mich wieder ab. Ich warte solange hier auf dich.« Und sie bedankte sich bei dem Prinzen, und er ritt los.

Viele Tage und Nächte ritt er, viele Nächte und Tage, bis er das Schloß auf dem Berge erreichte. Auch dieses Schloß umgab eine hohe Mauer, und alle Tore waren fest verschlossen. Der Prinz rief und klopfte, doch niemand machte ihm auf. Da sah er wieder eine schwarze Katze auf der Mauer laufen. Schnell nahm er seinen Bogen und spannte ihn und schoß den Pfeil auf die Katze ab. Und die Katze fiel von der Mauer herab, und der Prinz nahm den Schlüssel, der an einer goldenen Kette am Halse der Katze hing. Er öffnete damit das große Tor und trat in einen grünen Garten ein, der noch weit schöner und grüner war als der Garten im ersten Schloß. Und er ging in das Schloß, das noch viel prächtiger war und gelangte in den großen Saal. Dort saß ein Mädchen auf Kissen und blickte ihn an. Wirklich, sie war jünger und viel schöner als die Schwester! Ihr Haar war noch schwärzer, und ihre Augen waren noch dunkler und größer. »Was machst du hier?« fragte das Mädchen. »Ich soll dich von deiner Schwester grüßen, oh schönes Mädchen. Sie hat mich zu dir gesandt, um dich von dem Riesen zu erlösen.« »Das wirst du nicht können. Geh lieber schnell fort von hier, bevor der Riese nach Hause kommt. Du bist nur ein Mensch, der Riese ist aber viel größer und stärker als du«, sagte das Mädchen. »Ich habe keine Angst«, antwortete der Prinz, »ich habe auch schon den Riesen erschlagen, der deine Schwester bewacht hat. Kommt denn dein Riese immer zum Tor herein?« »Nein«, sagte das schöne Mädchen, »er steigt

jede Nacht dort zum Fenster herein.« Da stellte sich der Prinz hinter das Fenster. Und bald darauf polterte und rumorte es, und der Riese kehrte heim. Mit einem Satz sprang er einfach über die hohe Mauer hinweg, so groß war er! Und dann kletterte er die Leiter zum Fenster herauf. In diesem Augenblick schoß der Prinz mit seinem Pfeil und traf den Riesen im Genick, daß er schwer und krachend von der Leiter fiel. Da lag er nun, der furchtbar große Riese, zwischen den Blumen! Und die Prinzessin freute sich und dankte dem Prinzen sehr für ihre Rettung und bat ihn, nun auch noch ihre jüngste Schwester zu erlösen. »Gut«, sagte der Prinz, »auf dem Rückweg hole ich dich dann ab.«

Und damit setzte er sich auf sein Pferd und ritt und ritt und ritt... viele Tage und viele Nächte, viele Nächte und viele Tage, bis er zu dem letzten Schloß gelangte. Es lag in einem Tal und war von hohen grünen Bäumen umgeben. Wieder umgab eine Mauer rings das Schloß, und keines der Tore ließ sich öffnen. Da sah der Prinz eine schwarze Katze, die über die Mauer schlich. Er nahm seinen Bogen, spannte ihn und schoß die Katze mit dem Pfeile ab. Er nahm den Schlüssel, der am Halse der Katze hing, schloß das Tor auf und trat in einen blühenden und duftenden Garten ein. Und darin lag ein so wunderbares, schönes Schloß, daß man es sich gar nicht vorstellen kann. Weiter ging der Prinz in den Saal des Schlosses hinein, und dort saß die jüngste Schwester. Sie war wirklich die allerschönste! Sie war noch sehr jung, und ihr Gesicht war so schön und hell wie der volle Mond.² Die Prinzessin saß am Fenster und spielte, und als sie den Prinzen kommen sah, fragte sie: »Was suchst du denn hier, du schöner Jüngling?« »Von deinen Schwestern soll ich dich grüßen«, sagte der Prinz, »sie haben mich zu dir gesandt, um auch dich von dem bösen

Riesen zu erlösen. Die beiden Riesen, die deine beiden Schwestern bewachten, die habe ich besiegt. Wann kommt denn dein Riese zurück?« Da lachte das Mädchen und sagte: »Hörst du ihn denn nicht? Er liegt im Garten und schläft. Er ist ein sehr alter Riese und schläft viel und tief.« Der Prinz schaute zum Fenster hinaus, und da sah er wirklich den Riesen hinten im Garten liegen. Der war noch viel größer und stärker als die beiden anderen. Sein Kopf war fast so groß wie der Prinz selbst. Was sollte der Prinz da tun? Sein Pfeil würde an ihm abprallen, und erschlagen konnte er ihn auch nicht . . . er war einfach zu groß! Selbst ein großer Stein würde ihn nur wie eine Fliege belästigen. »Schläft er gut?« fragte der Prinz. »Ja, ja«, antwortete das Mädchen, »er schläft gut — ich meine, er schläft beinahe einen ganzen Monat.³ Und wenn er dann aufwacht, dann frißt er und frißt er alles, was er nur finden kann. Und dann legt er sich wieder schlafen.« »Gut«, sagte der Prinz, »dann gib mir das schnellste Pferd, und wir reiten auf und davon. Und wenn der Riese erwacht, wird er uns nicht mehr finden.« »Aber bedenke, der Riese ist sehr schnell«, sagte das Mädchen, »wenn er zornig ist, dann ist er schneller als das schnellste Pferd.« »Das Schicksal wird uns helfen«, sagte der Prinz und hob das Mädchen auf das Pferd — und sie ritten los, so schnell wie der Wind. Sie ritten zum zweiten Schloß, um die andere Schwester zu holen. Die wartete schon auf ihrem besten Pferd. Die Schwestern umarmten und küßten sich und weinten vor Freude. Doch sie ließen sich nicht viel Zeit, sondern ritten so schnell sie konnten zum Schloß der ältesten Schwester. Auch die wartete schon und freute sich, ihre beiden Schwestern zu umarmen. Aber die jüngste Schwester hatte Angst, der Riese würde sie finden und einholen, und sie blickte sich immer wieder um,

Nachdem sie nun alle gegessen und ausgeruht hatten, machten sie sich auf den Weg. Da trafen sie zwei Wanderer. Die hatten ganz zerrissene Kleider und ganz durchgelaufene Schuhe an, und lange Bärte wuchsen ihnen im Gesicht. »Hoher Herr«, sagten sie, »du reitest so allein mit drei Frauen? Ist das nicht ein wenig gefährlich? Wir wollen gern deine Diener sein und dir helfen, wenn du einmal in Not gerätst.« »Ja, das könntt ihr,« sagte der Prinz, »führt nur die Pferde der beiden Mädchen.« Der Prinz hatte seine Brüder erkannt, aber die wußten nicht, wer er war. Und er sagte auch nichts. Wo hatten sie nur ihre reiche Karawane gelassen? Und die vielen kostbaren Brautgeschenke? Wo ihre Frauen? Sie hatten doch den gefahrlosen Weg gewählt und er den gefahrvollen, und er hatte drei wunderschöne Prinzessinnen zurückgebracht. Besonders liebte er die jüngste, die mit auf seinem Pferde ritt.

Viele Tagesreisen waren sie noch unterwegs, ehe sie zu diesem Stein an der Kreuzung kamen. Die beiden Männer sagten: »Wart' einen Augenblick hier, oh Herr, wir haben hier noch etwas zu tun.« Und sie gingen zu dem Stein, hoben ihn hoch und nahmen ihre Ringe heraus. Da sahen sie, daß der Ring des jüngsten Bruders noch immer dalag. »Sicher ist ihm etwas zugestoßen«, sagten sie, »er ist doch den gefahrvollen Weg gegangen, und es müssen schon viele Jahre verstrichen sein, seit wir uns hier an dieser Kreuzung trennten.« Da stieg auch der Prinz von seinem Pferd, hob den Stein hoch und nahm den Ring heraus und steckte ihn sich an den Finger. »Ich bin euer jüngster Bruder! Ich bin nicht umgekommen.« Da lachten die drei Brüder und umarmten und küßten sich. »Seht«, sagte der jüngste, »ihr habt den gefahrlosen Weg gewählt und habt alles verloren, und ich habe den gefahrvollen Weg gewagt und

habe alles gewonnen. Aber ich will euch an meinem Glück teilhaben lassen. Du«, sagte er zu seinem ältesten Bruder, »du sollst die älteste Prinzessin bekommen... und du die mittlere, und ich nehme mir die jüngste und schönste Schwester.« Da waren alle froh und freuten sich. Und als sie in die erste Stadt kamen, da tauschten sie den Schmuck und die Edelsteine, welche die Prinzessinnen mitgenommen hatten, gegen Kamele, Zelte und Reitpferde ein. Und so zogen sie mit einer kleinen Karawane weiter, weiter und immer weiter auf ihre Heimat zu.

Eines Tages kamen sie in einen schönen Wald, in dem es kühl und erlabend war. Dort an einem kleinen See bauten sie ihre Zelte auf und wollten sich einige Tage von den Mühen der Reise erholen. Die drei Brüder jagten den ganzen Tag, und die drei Schwestern saßen solange im Zelt und erzählten sich gegenseitig aus ihrem Leben bei den Riesen, denn sie hatten sich sehr lange nicht gesehen. Nun waren einmal die Brüder wieder auf die Jagd geritten, doch der jüngste Bruder, der der beste Jäger war, hatte heute kein Glück. »Ich will zurück zu meiner Prinzessin«, sagte er, »ich habe heute keine Lust zum Jagen.« Die beiden Brüder wunderten sich, denn der jüngste liebte das Jagen über alles.

Als der Prinz nun zu den Zelten zurückkehrte, da hörte er schon von weitem die zwei Schwestern weinen und klagen. »Was ist mit euch?« rief der Prinz. Aber er konnte sich schon denken, was geschehen war. »Plötzlich war ein Brausen in der Luft«, erzählte die älteste Schwester, »der große Riese kam angeflogen und packte unsere jüngste Schwester und flog mit einem Hohnge lächter davon und rief: ›Ich fliege jetzt zum Kohe-Qaf⁴!‹« Da sagte der Prinz: »Ich werde mich gleich auf den Weg

zum Kohe-Qaf machen und meine Prinzessin suchen. Bleibt ihr noch einige Zeit hier. Wenn ich nicht wieder zurückkehre, dann zieht heim und grüßt unseren Vater von mir!« »Bleib doch hier!« baten die Schwestern, »es hat doch keinen Sinn. Noch kein Mensch hat den Zauberberg betreten, du wirst nur dein Leben verlieren. Zieh lieber mit uns heim.« »Wenn ich die schönste Prinzessin nicht habe, dann ist mein Leben sowieso verloren. Ich will es wagen«, antwortete der Prinz.

Er nahm das schnellste Pferd und ritt und ritt und trieb das Pferd immer mehr zur Eile an. Doch eines Tages, da konnte das Pferd einfach nicht mehr weiter. So ließ er es auf einer grünen Wiese zurück und ging zu Fuß weiter. Es dauerte nicht lange, da begegnete er dem Wolf. »Assalamaleikum Wolf! Wie geht es dir?« »Danke, mir geht es gut — wie geht es dir?« »Danke, mir geht es gut, wie geht es meiner Schwester?« »Danke, deiner Schwester geht es auch gut. Aber was machst du hier zu Fuß?« »Ich suche meine Prinzessin. Ein Riese hat sie mir geraubt und sie auf den Kohe-Qaf gebracht. Mein Pferd konnte nicht mehr weiter, so gehe ich zu Fuß«, sagte der Prinz. »Komm, steig auf meinen Rücken«, sagte der Wolf, »ich will dich ein Stück weiterbringen.« Der Prinz ritt und ritt und ritt immer weiter und immer weiter bis auch der Wolf so müde war, daß er nicht mehr weiter konnte und den Prinzen nicht mehr zu tragen vermochte. »So«, sagte der Wolf, »steig ab, ich kann dich nicht mehr weitertragen.« »Vielen Dank«, sagte der Prinz, »und grüß meine Schwester von mir!«

Der Prinz war noch nicht lange gelaufen, da begegnete ihm der Fuchs. »Assalamaleikum Fuchs! Wie geht es dir?« »Danke, mir geht es gut — wie geht es dir?« »Danke, mir geht es gut, wie geht es meiner Schwester?« »Danke, deiner Schwester geht es auch gut. Aber was

machst du hier zu Fuß?« »Ich suche meine Prinzessin. Ein Riese hat sie mir geraubt und auf den Kohe-Qaf gebracht. . . Mein Pferd konnte nicht mehr weiterlaufen, da bin ich auf dem Wolf geritten, aber der Wolf konnte auch nicht mehr weiterlaufen, darum gehe ich zu Fuß«, sagte der Prinz. »Komm, setz dich auf meinen Rücken«, sagte der Fuchs. Der Prinz ritt und ritt und ritt immer weiter, bis auch der Fuchs müde war und den Prinzen nicht mehr zu tragen vermochte. »So«, sagte der Fuchs, »steig ab, ich kann dich nicht mehr weitertragen.« »Vielen Dank«, sagte der Prinz, »und grüß meine Schwester von mir!«

Da ging der Prinz weiter und immer weiter bis auch er so müde war, daß er nicht mehr laufen konnte. Da setzte er sich unter einen großen Maulbeerbaum. Und weil der Prinz Hunger hatte, warf er einen Stein in das Geäst des Maulbeerbaumes, und die reifen Früchte prasselten auf ihn herab, und der Prinz konnte sich sattessen. Er lehnte sich an den Baum und wollte eben einschlafen, da hörte er im Baume den Vogel Maina⁵ reden. Er sagte zu sich selbst: »Ach, der arme schöne Jüngling da unten! Er ist ganz müde und schläft. Seine liebste Prinzessin will er zurückholen, doch es wird ihm nie gelingen, denn der Kohe-Qaf ist so unendlich weit — noch kein Mensch ist bis dorthin gelangt. Das Leben der Menschen ist zu kurz für diesen weiten Weg zum Kohe-Qaf. Doch ich weiß, wie er zum Kohe-Qaf gelangen könnte. Morgen soll er eins der Schafe hier schlachten, die Haut abziehen und sie dann solange am steinernen Brunnendeckel reiben, bis sie so dünn geworden ist wie Papier und bis die Sonne hindurchscheinen kann. Dann wird der steinerne Brunnendeckel zerspringen, und vierzig Pferde werden herausspringen — und das einundvierzigste Pferd, das soll der Jüngling nehmen, Es wird ihn zum

Kohe-Qaf bringen. Denn es ist ein Zauberpferd, es hat nur zwei Beine und ist schneller als der Wind. Der arme Jüngling dort unten schläft. Er wird sein Leben lang zum Kohe-Qaf wandern und wird seine Prinzessin nie wiedersehen; denn er kennt das Geheimnis nicht. Wie sind die Menschen doch arm an Wissen!« Dann flog der Maina davon.

Der Prinz hatte genau zugehört. Ob es Wahrheit war, was der Maina gesagt hatte? Der Prinz schlief wieder ein, und als er am nächsten Morgen erwachte, sah er viele Schafe, die um ihn herum grasten. Er nahm eins davon, schlachtete es und zog ihm das Fell ab. Er rieb die Haut solange am Deckel des Brunnens, bis sie ganz dünn wie Papier war und die Sonne hindurchscheinen konnte. In diesem Augenblick zersprang der schwere steinerne Deckel, und ein Pferd sprang heraus und noch eins und noch eins und noch eins. Der Prinz zählte die Pferde genau, und das einundvierzigste, das packte er und schwang sich hinauf. Es war das Zauberpferd⁶ mit den zwei Beinen!

Das Zauberpferd sauste durch die Luft — viel schneller als der Wind! Es sauste und sauste und sauste, da waren sie auch schon am Kohe-Qaf. Das Pferd setzte sich auf den Zauberberg, und der Prinz stieg ab. Da sah er seine Prinzessin auf einem goldenen Felsen sitzen. Schnell nahm er sie in seine Arme und stieg mit ihr auf das Zauberpferd, und sie flogen schnell davon. Das Pferd sauste und sauste, so schnell es nur konnte. Da hörte der Prinz ein Brausen hinter sich. Er drehte sich um und sah den Riesen auch auf einem zweibeinigen Pferde näherkommen. Oh, wie wurde es da dem Prinzen und der Prinzessin vor Angst! Der Riese kam immer näher und näher, denn er ritt auf einem größeren Pferd. Und als er schon ganz dicht heran war, hörte der Prinz, wie sich

die Pferde miteinander unterhielten. Sein Pferd sagte: »Oh, Bruder! Was trägst du denn da für einen häßlichen Riesen auf deinem Rücken? Der ist so groß und schwer und böse! Schau mal, wer auf mir reitet! Ein schöner Prinz und eine noch schönere Prinzessin! Diese zwei gehören zusammen. Aber dein böser Riese will die schöne Prinzessin rauben. Nimm mir etwas von meiner Last ab! Du darfst die schöne Prinzessin tragen — ist das nicht besser als der böse Riese?« Da wieherte das große Pferd laut, daß es wie ein Lachen klang, und dann flog es hinauf, immer höher und immer höher. Ganz oben schüttelte es sich kräftig: der böse Riese stürzte hinunter auf die Erde und zerschellte in tausend, tausend, tausend kleine Stücke! Dann flog das Pferd wieder herunter, nahm die schöne Prinzessin auf den Rücken, und dann ritten und ritten und ritten die beiden Zauberpferde schneller als der Wind zu dem Lagerplatz im Wald. Die beiden Brüder und die beiden Schwestern waren noch dort. Die Prinzessin und der Prinz stiegen von den Pferden ab, und noch ehe sie sich bei ihnen bedanken konnten, waren sie verschwunden. Wie glücklich waren sie alle! Und sie umarmten und küßten sich und tanzten vor Freude. Sie waren alle sehr froh, daß der böse große Riese tot war. Und dann brachen sie auf und zogen zurück in ihre Heimat.

Der alte König hatte schon beinahe alle Hoffnung aufgegeben, seine Söhne noch einmal zu sehen. So war er sehr glücklich, als alle drei mit den wunderschönen Prinzessinnen zurückkehrten. Ein großes Fest wurde angesagt, die Stadt wurde mit Spiegeln und Blumen geschmückt, alle Leute bekamen zu essen und zu trinken, und in allen Teestuben war Musik. Vierzig Tage und vierzig Nächte wurde so die Hochzeit gefeiert! Doch der jüngste Bruder wurde König, denn er war der klügste

von ihnen. Der Vater setzte ihm die Krone auf und sagte: »Glücklich sollst du regieren!« Allah hat dieses Schicksal so gütig bestimmt, möge er auch das unsere glücklich wenden!

DER KÖNIG MIT DEN EINUNDVIERZIG SÖHNEN

Es war einmal — oder nicht? Doch, es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gewißlich. Nun hört gut zu! Dieser König hatte eine Frau und war sehr glücklich und besaß alles, was er sich nur wünschte. Doch als seine Frau ihm den ersten Sohn gebar, wurde sie sehr krank. Darüber war der König sehr traurig — das erste Mal in seinem Leben. Doch er sagte sich, was nützt mir das? Ich bin noch jung und *ein* Sohn ist mir zuwenig. Seine kranke Frau schickte er wieder zu ihrer Mutter zurück und heiratete gleich zwei Frauen, um viele Söhne zu bekommen. Diese Frauen gebaren ihm jedes Jahr einen Sohn, bis er vierzig¹ Söhne hatte. Mit dem ersten Sohn waren es einundvierzig. Darauf war der König sehr stolz.

Doch der König liebte den ersten Sohn nicht, denn er war nicht so schön wie seine vierzig Stiefbrüder, auch war er in den Augen seines Vaters dumm und außerdem dem Haschisch verfallen. So verwies er ihn eines Tages aus dem Palast und gab ihm einen Stall als Behausung. Die vierzig Stiefbrüder jedoch führten ein angenehmes Prinzenleben im Palast, und sie waren sehr stolz. Und sie bemerkten, wie der König jeden Tag in ein Gemach ging, ganz allein, und hinter sich wieder zuschloß. Oft blieb er lange darin . . . kein Mensch im Palast wußte, was er in dem Zimmer tat. Die vierzig Brüder waren

sehr neugierig, und so stahl der jüngste unbemerkt den Schüssel für das Gemach. Der älteste aber hatte das Vorrecht, und er ging auf das Gemach zu. Da trat die Wache vor ihn und hielt ihn davon ab, denn sie hatte den Befehl, niemanden einzulassen. Aber der Sohn sagte: »Ich bin der älteste Prinz, und ich kann tun, was ich will!« Er schob die Wache beiseite und öffnete die Tür. Der Prinz trat in ein sauberes Gemach, es war aber nichts zu sehen. Nur in einer Ecke stand eine alte Truhe. Er ging darauf zu und öffnete sie, aber er fand nur kostbare Stoffe darin. Als der Prinz die Truhe enttäuscht wieder schließen wollte, fiel ihm ein Blatt Papier in die Hand . . . er drehte es um, um es von beiden Seiten zu betrachten — und in diesem Augenblick fiel er ohnmächtig um. Die Brüder warteten, und als der Älteste nicht zurückkam, sagten sie zueinander: »Wahrscheinlich hat er etwas so Schönes und Seltenes in dem Raum gefunden, daß er sich davon nicht trennen kann.« So gingen einige der Brüder in das Gemach des Königs, und dort fanden sie ihren Bruder ohnmächtig am Boden liegen . . . mit einem Blatt Papier in der Hand! Das nahmen sie auf, um es anzuschauen — und da fielen sie ebenfalls ohnmächtig um. Als diese Brüder nun auch nicht wiederkamen, befahl die anderen Furcht, es könnte ihnen etwas Schreckliches zugestoßen sein, und wagten sich nicht in das Gemach des Königs.

Die Wache aber eilte zum Herrscher und fand ihn zusammengesunken, den Kopf nach unten hängend, auf seinem Throne sitzen. »Oh König!« rief die Wache, »deine Söhne sind in dein Gemach eingedrungen und liegen wie leblos auf dem Boden!« »Oh wehe, oh wehe!« stöhnte der König, »ich habe das schon gespürt.« Und er erhob sich langsam und kraftlos wie ein todkranker Mann und ging in sein Gemach. Dort gab er seinen

Söhnen einige Schlucke Wein zu trinken, die sie wieder zur Besinnung brachten. Und danach befahl er sie alle zu sich in seinen Thronsaal.

Beschämt kamen alle vierzig Söhne nach dem Abendgebet und versammelten sich um den Thron. Müde sah der König aus, und müde war seine Stimme, als er begann: »Ihr seid ohne meine Erlaubnis in mein Gemach eingedrungen und habt ein Bildnis geschaut, das nur meinen Augen bestimmt ist. Nun werde ich sehr krank werden, und nur die Milch der Mutter des Mädchens, das ihr auf dem Bild gesehen habt, kann mich heilen. So geht und sucht die Prinzessin und kommt nicht eher wieder zurück als bis ihr die Milch bekommen habt. Aber drei Dinge können euch unterwegs gefährlich werden, das merkt euch wohl: schlaft und rastet nie unter einem Baum, am Ufer eines Flusses oder in der Nähe eines Friedhofs. Tut ihr es doch, so wird es euch großes Unheil bringen. Nun fahrt wohl und kommt bald wieder und laßt euern kranken Vater nicht zu lange warten.« Die Söhne versprachen bemüht zu sein und verabschiedeten sich einzeln von ihrem Vater und brachen auf. Jeder von ihnen ritt auf einem schönen und kräftigen Pferd, und sie hatten Zelte und Vorräte mit. Nun merkte der erste Sohn, der im Stalle leben mußte, nach einiger Zeit, daß alle seine Brüder verschwunden waren, und er trat vor den König hin und bat ihn um Auskunft darüber. Der Vater antwortete unwillig: »Sie sind auf mein Geheiß hin ausgeritten, um die Mutter einer schönen Prinzessin zu finden, die mir Hilfe und Heilung bringen kann. Du aber bist dumm und bleibst hier. Dich kann man dabei nicht gebrauchen.« »Aber ich will auch mitgehen«, sagte der erste Sohn, »gib mir doch auch ein Pferd!« »Wenn ich dich nicht halten kann«, sagte der König, »so ziehe los, vielleicht kannst du deine

Brüder noch erreichen. Aber ein gutes Pferd habe ich nicht für dich. Unten im Stall steht noch ein alter Gaul, der ist gerade recht für dich.« Der Sohn bedankte sich und ritt, so schnell er mit dem alten Klepper reiten konnte, hinter seinen Brüdern her, ohne zu rasten und zu ruhen.

Nach einigen Tagen hatte er sie bei einem Rastplatz eingeholt, denn die Brüder hatten sich nicht beeilt und hatten viele Teepausen eingelegt, sodaß sie nur langsam vorangekommen waren. Der erste Bruder freute sich sehr, daß er seine Brüder gefunden hatte und umarmte sie alle. »Wie froh bin ich, daß ich euch endlich gefunden habe«, sagte er, »ich weiß, daß ich dumm bin und nichts nütze, aber laßt mich trotzdem mit euch ziehen, vielleicht kann ich euch doch einmal helfen.« Die Brüder hatten nichts dagegen, und so zog er mit.

Und sie ritten und ritten und ritten durch Wüsten, Steppen und Wälder und überquerten hohe Gebirge, bis sie eines Tages bei Dämmerung an einen großen, breiten Fluß gelangten. Bei der anbrechenden Dunkelheit konnten sie nicht mehr übersetzen und sahen auch nirgendwo einen Fährmann. Zurück wollten sie aber auch nicht mehr, und so entschlossen sie sich gegen den Rat ihres Vaters, am Fluß ihr Nachtlager aufzuschlagen. Der erste Bruder versprach, die ganze Nacht zu wachen, und so legten sich alle schlafen. Der Bruder ging auf und ab und wachte gut. Da plötzlich, gerade um Mitternacht, da hörte er ein gewaltiges Rauschen im Fluß, und eine Riesenhand² tauchte aus ihm empor und wollte die schlafenden Brüder packen. Aber der Bruder sah die Hand und rief Allah um Hilfe an. Da verschwand die Riesenhand wieder im Wasser. Darüber freute der Bruder sich sehr, denn hätte er die Hand nicht gesehen, sie hätte alle erschlagen und in die Flut gezogen. »So«, sagte er zu

sich, »das hast du gut gemacht. Jetzt droht keine Gefahr mehr. Jetzt kann ich mir ein Pfeifchen erlauben.« Er stopfte seine Wasserpfeife mit Haschisch und rauchte. Nach einiger Zeit verspürte er Lust spazieren zu gehen und ging in den Wald. Dort fand er einen schlafenden Riesen. Schnell ging er zum Lager zurück, steckte ein Ei in die eine Tasche und in die andere steckte er einen runden weißen Stein und lief in den Wald zurück. Der Riese war eben aufgewacht und brummte: »Ich rieche, rieche Menschenfleisch.« »Da hast du ganz recht«, rief der Junge, »ich bin hier, ein Prinz!« »Fürchtest du dich denn nicht vor mir? Ich werde dich nämlich gleich auffressen!« »Oh nein!« rief der Prinz, »du bist zwar größer als ich, aber ich bin stärker als du. Soll ich dir das zeigen? Schau hier, diesen Stein drücke ich so fest, daß alles Wasser herausläuft.« Und damit nahm er das Ei in die Hand und drückte es, daß alle Flüssigkeit herauslief. »Nun, probier du es auch«, sagte er zu dem Riesen und gab ihm den Stein aus der anderen Tasche. So viel der Riese auch drückte, er konnte den Stein nur in kleine Stücke zermalmen, aber Wasser ließ sich nicht herausdrücken. »Ja, du bist in der Tat sehr stark, aber jetzt will ich dir zeigen, was *ich* kann!« Der Riese hob einen Hügel auf seine Schulter und warf ihn in den Fluß. »Ich will sehen, wie groß der Hügel ist«, sagte der Junge und lief los, immer über den Hügel, der eine Brücke über den Fluß bildete. Er lief bis zum Morgengrauen und den ganzen nächsten Tag, bis er ans andere Ufer gelangte. Denn über diesen Fluß ins Land der Feen gelangt kein Sterblicher sonst. Er lief und lief und lief immer weiter, bis er zum Palast der Feenkönigin, der Schah-bolschah pari³, kam.

Bevor er in den Palast trat, malte er sich schwarze Farbe um die Augen, die machte ihn unsichtbar. Dann ging er

in den Palast und sah durch ein Loch in einen großen Saal. Dort waren wunderschöne Feen versammelt, aber eine von ihnen war so unbeschreiblich schön, das mußte die Feenkönigin selber sein. Wäre der Junge nicht unsichtbar gewesen, der Glanz, der ihn so plötzlich traf, hätte sein Auge geblendet. Er trat in den Saal und schaute sich um. Da wurden plötzlich alle Feen unruhig, sie rochen den Menschen, konnten ihn aber nicht finden. Das machte sie ganz traurig und sie lachten nicht mehr. Dann setzten sie sich zum Essen nieder, und der Prinz stellte sich hinter die Feenkönigin. Als ihr Glas gefüllt wurde, nahm er es schnell und trank es aus. Als Reis auf ihren Teller gehäuft wurde, aß er schnell alles auf, ehe die Königin auch nur einen Bissen nehmen konnte. »Wie kommt das?« fragte die Königin erstaunt, »ich habe keinen Schluck getrunken — und das Glas ist schon leer. Ich habe keinen Bissen gegessen — und der Teller ist schon leer. Gebt mir noch einmal zu essen und zu trinken!« Aber auch diesmal wiederholte sich dasselbe Spiel, denn der Junge war sehr hungrig. »Wer Ihr auch seid«, sagte die Königin, »zeigt Euch mir — es soll Euch kein Leid geschehen.« Da wischte sich der Junge die Farbe um die Augen weg, und die Schah-bol-schah pari erkannte ihn und fragte: »Was suchst du Menschensohn in unserem Reich, sprich!« »Ich bin ein Prinz, und mein Vater ist todkrank. Nur die Milch Eurer Mutter kann ihm helfen und ihn retten. Ich bin gekommen, Euch zu bitten, mir zu helfen.« »Ich helfe dir gern, Königsohn, doch wird es nicht leicht sein. Meine Mutter wird böse, wenn ich sie um ihre Milch bitte. Auch wohnt sie weit, weit von hier.« Die Königin dachte eine Weile nach, dann sagte sie: »Ich weiß einen Weg! Ich schicke meine Katze zu meiner Mutter, um Milch für ihre Jungen zu holen. Meine Mutter liebt die Katze, und so wird sie ihr

sicher Milch geben. Doch wird die Reise einige Tage dauern. In dieser Zeit bleibst du in meinem Garten. Ich muß den ganzen Tag über fort und kann dich nicht mitnehmen. So bleibe im Garten und verlaß ihn nicht! Steige auch nicht über die Mauer, das könnte gefährlich für dich sein!« Der Prinz bedankte sich und versprach im Garten zu bleiben. Der Garten war kühl und voller Bäume und Blumen und kleiner Bäche und Teiche.

Die ersten Tage ging der Prinz gern darin spazieren. Aber dann wurde es ihm sehr langweilig so allein, und so machte er sich eine Schleuder und schoß mit ihr auf die Vögel. Aber er hatte kein Glück und traf nicht einen einzigen. Am nächsten Tage aber traf er einen Vogel im Flug, doch er fiel hinter der Mauer herunter. »Den muß ich mir holen«, sagte der Prinz, »ich will ihn braten.« Er kletterte auf die hohe Mauer und konnte auf der anderen Seite den toten Vogel auf der Erde liegen sehen. Er schaute sich um, konnte aber nichts Gefährliches entdecken, und so sprang er hinunter, um den Vogel zu holen. In diesem Augenblick aber stand ein großer und häßlicher Riese neben ihm und brummte: »Was tust du denn hier?« »Ich hole den Vogel, wie du siehst.« »Wohnst du denn bei der Feenkönigin?« »Ja, da bin ich.« »Ich möchte die schöne Pari zur Frau nehmen. Kannst du mir dabei helfen?« »Nein, das tue ich nicht«, antwortete der Prinz. Da packte der Riese den Prinzen und hob ihn hoch hinauf auf seine Schulter. »Willst du mir helfen? Sonst laß ich dich hier auf die Erde fallen!« »Nein!« sagte der Prinz. Da schleuderte ihn der Riese auf die Erde, daß der Prinz in tausend Stücke zersprang.

Am Abend kam die Feenkönigin mit der Milch ihrer Mutter nach Hause. Aber den Prinzen fand sie nicht. So sehr sie auch den Park absuchten, sie konnten ihn nir-

gendwo entdecken. Die schlaue Katze aber brachte ein Fleischstück vom Prinzen und zeigte so der Königin den Weg. Da wußte sie, daß der Prinz über die Mauer geklettert war und daß der Riese ihn getötet hatte. Schnell flog die Feenkönigin in ein fernes Land. Dort lebte ein König, der einundvierzig Töchter hatte. Der hatte Lebenswasser, und dafür versprach sie dem König einundvierzig Prinzen für seine Töchter zu finden. Darüber war der König sehr froh, denn wie sollte er einundvierzig Prinzen für die einundvierzig Prinzessinnen finden? Er bat die Fee, doch noch länger zu bleiben, doch die dankte und flog rasch wieder zum toten Prinzen zurück. Sie rieb ihm alle Körperteile mit Lebenswasser ein — und siehe, sie wuchsen alle wieder zusammen und der Prinz erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Und als er ihr im Schloß erzählte, daß der Riese ihn getötet hatte, da ließ die Feenkönigin gleich ihre eigenen Riesen losziehen, um den bösen Riesen zu bestrafen. Der Prinz aber war sehr glücklich, daß er wieder am Leben war und daß er die Muttermilch bekommen hatte. Aber die Feenkönigin bat ihn, er sollte erst noch seine Brüder holen. So zog er los und fand sie auch noch jenseits des Flusses und nahm sie mit ins Feenreich.

Von da aus zogen sie ins ferne Land, wo der König lebte, der einundvierzig Töchter hatte. Und dort wurde die Hochzeit gefeiert, und der älteste Prinz bekam die älteste Prinzessin, weil sie, wie er, das erste Kind des Königs war. Nachdem sie vierzig Tage lang das Hochzeitsfest gefeiert hatten, machten sie sich auf den Heimweg. Der älteste Prinz aber hatte Angst vor dem großen und schrecklichen Riesen, der ihn zerschmettert hatte. Da schenkte ihm die Feenkönigin drei Haare, die an einem gebogenen Ast befestigt waren. Wenn man an den Haaren zupfte, gaben sie einen schönen Klang. »Wenn immer

du in Gefahr bist«, sagte die Feenkönigin, »zupfe an diesen Haaren, und meine Wächter werden kommen und dir helfen. Nun gute Reise!« sagte sie und verschwand, noch ehe sich der Prinz bedanken konnte.

Als sie nun auf der Reise waren, sagten die vierzig Brüder unter sich: »Unser Vater wird uns auslachen und verschmähen, wenn wir mit leeren Händen zu ihm zurückkehren und nur unser ältester Bruder hat die Muttermilch. Laßt uns ihn umbringen.« Und als sie am Abend an einen Rastplatz kamen, da sagten sie zu ihrem Stieffbruder: »Steig du hinab in den Brunnen und hole Wasser herauf. Wir laden inzwischen die Kamele ab.« Der Prinz stieg in den Brunnen, und als er unten angelangt war, da warfen die Brüder Steine und Sand hinterdrein, bis der Brunnen ganz gefüllt war. »Jetzt wird er da unten sterben und nie wieder heraufkommen«, sagten sie zu sich und zogen am nächsten Morgen weiter. Die Frau des Prinzen weinte sehr, aber helfen konnte sie auch nicht.

Als sie in die Nähe der Heimatstadt gelangten, eilten ihnen schon Boten entgegen, die berichteten, daß der König im Sterben läge. Da ritten die Brüder schnell. Und kaum hatte die Muttermilch die Lippen des alten Königs berührt, da öffneten sich seine Augen wieder und er fühlte sich stark und gesund und konnte wieder aufstehen. Er dankte Allah und seinen Söhnen und gab einem jeden von ihnen ein schönes Haus, in dem er mit seiner Frau leben konnte. Nach dem ältesten Prinzen fragte er nicht, sondern schickte dessen Frau in den Stall zu der Mutter des Prinzen.

Lassen wir diese hier und hören wir, wie es dem ältesten Bruder weiter ergangen ist. Als die Brüder die Steine auf

ihn geworfen hatten, wurde der Prinz bewußtlos und konnte seine Haare nicht mehr zum Klingen bringen. Bald aber, nachdem die bösen Brüder den Brunnen verlassen hatten, kam eine große Karawane daher, die darsten wollte. Und als die Männer den Brunnen zugeschüttet fanden, machten sie sich sogleich an die Arbeit und schaufelten den Sand und die Steine wieder heraus, denn sie brauchten ja das Wasser für die vielen Kamele. Und wie einer nun mit der Schaufel gegen die Haare stieß, da erklangen die. Das machte ihm soviel Spaß, daß er immer und immer wieder daran zupfte. Da verdunkelte sich der Himmel, und eine Schar Feen kam herbeigeflogen. Einige Paris flogen sogleich in den Brunnen und zogen den betäubten Prinzen heraus, flößten ihm Wein ein und brachten ihn so wieder zum Bewußtsein. Dann erzählte er ihnen seine Geschichte von den bösen Brüdern. Da schenkten ihm die Feen einen Topf, in dem sich immer die gewünschte Speise fand, und der Prinz bedankte sich. Zuerst durfte sich der Karawanenführer etwas zum Essen wünschen, dann die Treiber — und jeder fand in dem Topf, was er sich gewünscht hatte und jeder wurde satt.

Dann zog der Prinz allein in seine Heimat. Dort erkannte ihn niemand, und so bekam der König keine Nachricht von seiner Ankunft. So ging der Prinz gleich in seinen alten Stall, wo er seine Mutter und seine Frau weinend beieinandersitzen fand, denn der König hatte ihnen schon seit Tagen kein Essen mehr bringen lassen. Wie freuten sich die Frauen, als sie den Prinzen vor sich sahen! Da ließ er sie gleich ein gutes Essen wünschen ... und noch einen Topf voll Reis wünschten sie sich und noch einen Topf voll, so hungrig waren sie. Obwohl der Stall alt und dunkel war, lebten sie zufrieden zusammen, denn sie hatten ja jetzt keinen Hunger mehr.

Eines Tages stand der Wazir auf dem Dach seines Hauses und hörte ein eigenümliches Brausen in der Luft. Und als er sich umsah, da sah er viele Feen den Palast umkreisen. Schnell ging er zum König und meldete, was er gesehen hatte. Der König stieg auch auf das Dach des Palastes und sah nun selbst die vielen Feen. Da erschrak er etwas, wußte er doch nicht, was die Paris wollten. Vielleicht wollten sie Dank für die Milch? So ging der König zu seinen Söhnen und fragte: »Wer von euch hat die Milch von der Feenkönigin geholt? Der soll hinaus vor das Schloß und fragen, was die Paris wollen.« Ein vorlauter Prinz meldete sich und ging vor die Burgmauer. Dort rief die Feenkönigin ihn zu sich und fragte: »Weißt du, wer die Milch meiner Mutter holte?« »Ich«, antwortete der Prinz. Da schlug die Pari ihm ein Ohr ab und schickte ihn zurück. Vor dem König mußte der Prinz eingestehen, daß er die Milch nicht geholt hatte und daß die Feenkönigin ihn jetzt für seine Lügen bestraft hatte. Der nächste Prinz ging. Auch er wußte die Frage nicht zu beantworten, und so schlug ihm die Pari seine Nase ab, dem nächsten schlug sie einen Finger ab und einem anderen die Zehen. So kamen alle vierzig Brüder beschämt und geschlagen wieder zurück.

Der König wurde böse, daß alle seine Söhne ihn belogen hatten, doch da entsann er sich seines Ältesten und eilte selbst in den Stall, um zu erfahren, wo er wäre. Und da fand ihn der König auch und bat ihn, daß er mit den erzürnten Paris sprechen sollte. »Warum soll *ich* das tun?« fragte der Prinz, »ich habe doch vierzig kluge Brüder. Sollen sie doch gehen und mit der Pari sprechen.« »Die waren alle schon bei der Fee, die Lügner«, erwiderte der König, »nun geh bitte du!« Prinz trank erst seinen Tee aus und dann ging er vor das Burgtor hinaus. Dort begrüßte ihn die Feenkönigin freundlich und fragte ihn,

wie es ihm denn in all den Jahren ergangen sei. Er habe ja die Haare nie wieder zum Klingen gebracht. »Schlecht geht es mir nicht«, antwortete der Prinz, »ich habe ja immer zu essen. Nur wohne ich mit meiner alten Mutter und meiner Frau in einem alten Stall.« Da wurde die Feenkönigin sehr böse und ließ den König zu sich rufen. Sie erzählte ihm, wie dieser mutige Prinz die Milch allein geholt hätte und wie die bösen Brüder ihn in den Brunnen warfen, um ihn umzubringen. Da tat es dem König leid, daß er seinen ältesten Sohn vergessen hatte, und er ließ ein großes Fest veranstalten, das Hochzeit und Krönung zugleich war. Alle Feen waren eingeladen, und die Armen wurden gespeist und die Stadt mit Spiegeln und Blumen geschmückt. Das Fest dauerte vierzig Tage und vierzig Nächte lang. So wurde der Prinz König und seine treue Frau Königin — und sie regierten viele Jahre weise und gerecht. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er unseres auch gütig wenden.

DER PRINZ MIT DEN GRANATAPFELZÄHNEN

Gut, hört zu! Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gewißlich. Gut! Es war einmal ein König. Der hatte eine liebliche Tochter. Ebenfalls eine liebliche Tochter hatte der Wazir.

Die beiden Mädchen liebten sich sehr und versprachen sich, niemals zu heiraten. Sie gingen in den blühenden Gärten des Palastes spazieren, sie saßen auf weichen Teppichen und spielten Tumbur¹ und sangen dazu. Manchmal stickten sie auch fein und sehr zart,

Eines Tages jedoch kam die Stunde, wo dies fröhliche Leben der beiden Freundinnen ein Ende nehmen sollte. Der Wazir hatte für seine Tochter einen Gemahl aus edlem Geschlecht gewählt. Als das Mädchen das erfuhr, sträubte sie sich gegen diese Heirat und beschwore ihren Vater, dieses Versprechen doch rückgängig zu machen. Der Wazir sagte jedoch nein, und die Tochter mußte sich fügen.

Die Königstochter wurde sehr zornig, als sie hörte, daß ihre Freundin das Versprechen gebrochen hatte. Dann aber kam große Trauer über sie: sie schloß sich in ihr Gemach ein und weinte sehr. Niemandem gewährte sie Zutritt ...

Am dritten Tage klopfte es an die Türe, und eine Mädchenstimme bat um Einlaß. Es war die Sklavin der Wazirentochter, die ein großes Tablett, überhäuft mit Geschenken, in den Händen hielt. Aber die Prinzessin schrie sie so laut an, daß die Sklavin das Tablett mit all den Kostbarkeiten fallen ließ und erschreckt davonlief. Auf den Lärm hin erschien die Lieblingssklavin der Prinzessin, las die Geschenke vom Teppich auf und fand darunter auch einen schönen Granatapfel. Den schnitt sie auf und reichte die glänzende Frucht der Prinzessin auf einem Teller dar. »Oh schau doch«, sagte sie, »was für prächtige Kerne der Granatapfel hat ... genau wie die Zähne des schönen Prinzen!« Da plötzlich horchte die Prinzessin auf. »Von welchem Prinzen redest du?« »Nun, von dem Prinzen mit den Granatapfelkernzähnen«, sagte die Sklavin. »Und in welchem Reiche wohnt er?« »Das kann ich dir leider nicht sagen, Gebieterin«, antwortete die Sklavin. »Bitte, sag es mir doch«, flehte die Prinzessin, »ich bin bereit, dir dafür die Freiheit zu schenken.« Die Sklavin schaute sich um und ging dann auf die Prinzessin zu und flüsterte ihr ins Ohr: »Frag

deinen großen Vogel draußen im Garten, der weiß es und wird dich dorthin fliegen.« Und damit war sie auch schon verschwunden.

Die Prinzessin konnte es kaum erwarten bis die Dämmerung hereingebrochen war und der Mullah sein Abendgebet sang. Denn zu dieser Stunde wußte sie alle zum Gebet versammelt und konnte ungesehen in den Garten eilen. Dort fand sie den großen Vogel und sagte zu ihm: »Bitte bring mich zu dem Prinzen mit den Granatapfekernzähnen!« »Ja«, antwortete der Vogel, »das kann ich wohl, doch ist der Weg dorthin sehr weit. Über große Wälder und drei Königreiche führt er, und wir können nur bei Dunkelheit fliegen, sonst schießen mich die Jäger ab. So halte dich morgen um dieselbe Stunde bereit. Wenn der Mullah sein Abendgebet singt, werde ich dich von deinem Balkon abholen. Aber versprich mir zuvor noch eins: laß mir morgen statt eines Lammes zwei Schafe zum Futter bringen, denn der Weg ist weit.« Die Prinzessin versprach dem Vogel, seine Bitte zu erfüllen und kehrte ungesehen in ihr Gemach zurück. Nur ihrer Lieblingssklavin vertraute sie ihr Geheimnis an.

Am nächsten Tage kleidete sie sich schon lange vor Dämmerung und konnte die Stunde des Sonnenuntergangs kaum erwarten. Als der Mullah sein Abendgebet rief, flog der Vogel zum Balkon der Prinzessin, ließ sie aufsitzen, hob seine Schwingen und flog der untergehenden Sonne zu. Er flog und flog und flog, und die Prinzessin wurde müde und schlief in den weichen Federn des Vogels ein. Erst als sich der Vogel in den Zweigen eines hohen Baumes niederließ, der das Dach eines Palastes überragte, wachte sie wieder auf. »Wir sind am Ziel«, sagte der Vogel, »aber verweile nicht zu lang, denn wir müssen vor Tagesanbruch wieder zurück sein, und der Weg ist weit.« Die Prinzessin glitt von dem Vogel herab

auf das Dach, und von da aus kletterte sie auf einen Balkon. Durch eine offene Tür erblickte sie einen wunderschönen Knaben. Der schlief. Er hielt den Mund leicht geöffnet, und zwischen den Lippen konnte man seine Zähne blinken sehen — Zähne so rot wie die Kerne des Granatapfels!

Da schlug der schöne Knabe auch schon die Augen auf; er erblickte die Prinzessin und fragte: »Wer bist du? Komm zu mir«, sagte er, »und erzähle mir deine Geschichte.« Das Mädchen setzte sich neben den schönen Prinzen und erzählte ihm, wie sie durch die Sklavin das erstemal von ihm gehört hatte. Es erzählte von seinem Leben auf dem elterlichen Schloß und von seiner untreuen Freundin. Dann scherzten und lachten die Königs-kinder miteinander. Schließlich drängte die Prinzessin zum Aufbruch, sie dachte an den langen Heimweg, den sie noch bei Dunkelheit zurücklegen mußten. Sie gab dem Prinzen gerne das Versprechen wiederzukommen, verabschiedete sich von ihm, kletterte auf das Dach, setzte sich auf den Vogel und flog durch die Nacht zu ihrem elterlichen Schloß.

Zuhause konnte die Prinzessin keinen Schlaf mehr finden. Immer mußte sie an den schönen Prinzen mit den Granatapfelkernzähnen denken. Oft ging sie in den Park zu dem starken, großen Vogel und bat ihn, doch endlich wieder zu dem schönen Prinzen zu fliegen. Doch der Vogel wollte nicht; ihm war die Reise zu anstrengend und zu gefährlich. Aber eines Tages gab er doch dem Drängen der Prinzessin nach, forderte jedoch fünf große Schafe als Stärkung für die Reise.

Diesmal schlief die Prinzessin während des Fluges auf dem Vogel nicht ein, so sehr freute sie sich darauf, den Prinzen wieder zu sehen. Kaum waren sie angekommen, da huschte sie auch schon in das Gemach des Prinzen.

Die Mahnung des Vogels, sich ja nicht zu verspäten, hörte sie nicht mehr. Der Prinz schloß sie in seine Arme, und sie erwachte erst wieder, als die Morgenhelle über den Bergen aufstieg. Hastig nahm sie Abschied von ihrem Geliebten und kletterte zu dem Vogel auf das Dach. Der schlug schon wütend mit den Flügeln und versicherte der Prinzessin, niemals wieder werde sie hierherfliegen. Doch die Prinzessin nahm die Drohung nicht ernst, denn sie war ja so glücklich. Auch die Jäger unter ihnen im Wald bemerkte sie nicht, die ihre Gewehre auf den großen Vogel richteten. »Die Jäger werden mich jetzt treffen und töten«, sagte der große Vogel, »und wir werden in den Wald hinabfallen. Nimm du meinen Schnabel, er wird dir ewig Wasser spenden.« Kaum hatte der Vogel geendet, da sank er auch schon getroffen in die Wipfel der Bäume. Das Mädchen nahm dem Vogel den Schnabel ab und kletterte hinunter auf den Boden. Sie setzte den Schnabel an den Mund — und tatsächlich: er spendete frisches Wasser. Die Prinzessin wußte aber nicht, wo sie war . . . sie streifte durch den Wald und ernährte sich von dem, was sie eben fand. Jahre und Jahre vergingen, ihr Haar wurde lang und häßlich, die Fingernägel wuchsen immer länger, ihr Gesicht wurde schwarz, und die Kleider wurden zu Lumpen. Aber lassen wir das Mädchen in dem großen Wald und wenden wir uns dem Prinzen zu.

Lange wartete der Prinz auf seine Geliebte, und als sie nicht wiederkam, wußte der Prinz, daß das Schicksal sich gewendet hatte und die Prinzessin ihm untreu war oder tot. Nach dieser Gewißheit legte er sich nieder, sprach mit niemandem und wurde sehr krank. Alle Ärzte des Landes bemühten sich um ihn, aber keine Medizin konnte ihm helfen. Da schickte der König Boten in ein fernes Land, um die Prinzessin zu holen, die

dem Prinzen seit ihrer Geburt anverlobt war. Er hoffte, daß sie vielleicht seinem Sohne helfen könnte. Die Verlobte ließ eine große Karawane zusammenstellen, sie selbst ritt auf einem weißen Kamel, das mit roten Bändern und Quasten geschmückt war, die sollten das Unheil während der langen Reise abhalten. Die Karawane zog viele Tage und Nächte. Manchmal ruhten sich Mensch und Tier in den Karawanenserails aus, die am Wege lagen.

Als sie eines Tages durch einen dichten Wald zogen, verspürte die Prinzessin Durst und schickte eine ihrer Sklavinnen mit einem tönernen Krug los, ihr Wasser zu holen. Aber schon bald kehrte das Mädchen erschreckt mit leerem Krug zurück, denn ihr war, wie sie berichtete, im Wald eine schreckliche Hexe begegnet. Halb aus Neugier, halb um ihren Sklavinnen ihre Furchtlosigkeit zu beweisen, glitt die Prinzessin von dem weißen Kamel herab, nahm den Wasserkrug und schritt beherzt in den finsternen, dunklen Wald hinein. Die zurückgebliebene Gefolgschaft flehte um Allahs Gnade und Segen. Bald sah die Prinzessin ein wildes Wesen auf einem bemoosten Steine hocken. »Bist du ein menschliches Wesen«, fragte sie, »oder gehörst du dem Reich der Geister, Hexen und Zwerge an, oh sprich!« Das Wesen wischte sich die Haare aus dem Gesicht, und die Prinzessin konnte trotz Schmutz und Staub ein Mädchengesicht erkennen, das sagte: »Ich bin ein Mensch wie du, doch hat mich ein böses Schicksal in diesen Wald hier verbannt, aus dem ich keinen Weg herausfinden kann. Aber ich seh an deinem Krug: du bist auf Wassersuche, komm!« Und sogleich ergoß sich aus dem Vogelschnabel frisches, klares Wasser in den Krug. »Wenn du willst«, sagte die Prinzessin, »kann ich dich mit meiner Karawane als Magd mitnehmen. Ich bin auf dem Weg

in das nächste Königreich.« Gern willigte das Mädchen ein und zog mit.

Als die Karawane angekommen war, trat ihr der König aus seinem Schloß entgegen, hob die Verlobte seines Sohnes aus dem Sattel, küßte sie väterlich auf die Stirn und sagte: »Allah sei Dank, der dich auf dem weiten Weg beschützt hat, und gesegnet sei der Eintritt in unser Haus, oh Tochter!« Doch die vom alten König so sehr gewünschte Genesung seines Sohnes trat nicht ein. Der Prinz blickte seine Verlobte nicht einmal an, als sie ihn begrüßte.

Da riet ein alter Wazir dem König, er sollte alle schönen Töchter der Stadt zusammenrufen und sie vor den Prinzen führen lassen. Vielleicht wäre eine unter ihnen, die seinem Herzen Freude schenken könnte. So wurden alle Schönen der Stadt gerufen und um den Prinzen in einem Kreis versammelt. Es waren wirklich die allerschönsten Töchter unter Allahs Sonne! Doch des Prinzen Blick glitt nur teilnahmslos über die Schönheiten, und müde winkte er, die Mädchen zu entlassen. Am nächsten Tag ließ der König alle häßlichen Töchter der Stadt ins Schloß rufen. Und auch da blickte der Prinz kaum auf, sondern lag müde auf seinem Lager. Verzweifelt fragte der König seine Sklavinnen, ob denn wirklich auch kein Mädchen vergessen worden sei. »Ach doch«, sagte man, »da ist noch eine ganz häßliche und schmutzige Magd in der Küche, die dort die niedrigsten Arbeiten verrichtet und die die Verlobte des Prinzen unterwegs gefunden hat. Wir haben es nicht gewagt, sie in ihrem Schmutz und Gestank vor den Prinzen zu führen.« »Wir müssen alles versuchen«, sagte der König, »laßt sie baden, salbt sie und laßt ihr kostbare Gewänder anlegen.« Die Mädchen gingen nicht gerne, um dieses Mädchen von ihrem schmutzigen Lager zu holen — aber wie staunten sie, als

das Mädchen in prächtigen Gewändern vor ihnen stand! Ihre Schönheit strahlte heller als der volle Mond am nächtlichen Himmel! Ehrfürchtig führten die Sklavinnen die schöne Tochter zum Prinzen. Das Mädchen ging leise auf das Lager des Prinzen zu und flüsterte: »Mein Prinz, mein Geliebter!« Da drehte der Prinz sich um, sprang auf die Beine, er, der jahrelang den Boden mit seinen Füßen nicht mehr betreten hatte, und schloß das Mädchen lachend in seine Arme. Da zogen sich die Sklavinnen zurück und berichteten dem König von der glücklichen Wendung des Schicksals. Da ließ der König die ganze Stadt mit Blumen, blühenden Zweigen und Spiegeln schmücken, verteilte Brot unter alle Armen seines Reiches, und die Hochzeit wurde sieben Tage und sieben Nächte mit Musik und Tanz gefeiert.

Allah hat dieses Schicksal so gütig bestimmt, möge er unseres auch gütig wenden.

DAS MÄRCHEN VOM PRINZEN KAMAROZAMON

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gewißlich. Gut, hört zu! Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn. Als dieser in das Alter kam, in dem er heiraten konnte, bat der König ihn zu sich. »Mein Sohn«, so hub der König an, »du bist jetzt in dem Alter, in dem es sich geziemt, eine Frau zu nehmen.« »Nein«, antwortete der Sohn, »ich werde nicht heiraten.« »Aber der Brauch will es so, und ich befehle es dir!« sagte der König. »Ich werde nicht heiraten«, wiederholte der Sohn noch einmal. »Nun gut«, sagte der König, »wenn dir das Mädchen nicht gefällt, ist das nicht dein Unglück. Du bist reich und kannst dir Nebenfrauen und

Geliebte halten so viele du willst.« Der Sohn antwortete nicht, sondern verließ den Vater mit einer stummen Verbeugung.

Verärgert über die Unfolgsamkeit des Sohnes, suchte der König Rat bei seinem alten Wazir. Der wußte auch einen Rat. »Lade, oh König, alle Verwandten und Wazire und angesehenen Edelleute auf dein Schloß ein. Frage vor allen Gästen deinen Sohn, ob er heiraten wolle oder nicht. Da wird er sich schämen und nicht wagen die Frage zu verneinen.« Der König dankte dem Wazir für seinen Rat und gab eine festliche Einladung. Im Kreise all seiner Edlen fragte er nun seinen Sohn: »Sieh hier, all diese jungen Freunde haben schon eine Frau genommen. Möchtest du nicht auch bald heiraten und deine Mutter bitten, dir ein schönes Weib zu suchen?« »Nein, nie und nimmer!« antwortete Kamarozamon. Da wurde der König sehr zornig, daß sein Sohn so unfolgsam war. Er ließ ihn fesseln und ihn in den Kerker werfen. »Da wird er wohl zur Besinnung kommen!« rief der König zornig.

Nun saß der Prinz in einem dunklen Kerker. Er war sehr unglücklich dort, wollte aber nicht wieder heraus, denn dann mußte er heiraten. Und das, so dachte er, ist schlimmer als im Kerker zu sitzen. Wie er nun so lag, drang eines Nachts ein Riese unbemerkt in den Kerker ein. Er folgte seiner guten Nase und stand vor Kamarozamon und wollte ihn eigentlich mit Haut und Haaren verschlingen, denn er hatte gewaltigen Hunger. Aber der Jüngling, der vor ihm lag, war so wunderschön, daß der Riese ihn lange anschautete und seinen Hunger ganz vergaß. »Ich glaube, es gibt keinen schöneren Menschen als diesen hier«, sagte er zu sich. »Nein«, sagte eine Stimme hinter ihm, »ich weiß noch einen schöneren.« Der Riese drehte sich um und sah noch einen anderen

Riesen hinter sich. »Wo kommst du denn her?« fragte der den neuen Riesen, »ich kenn dich ja gar nicht, du bist nicht aus unserem Reich.« »Nein, ich komme aus einem Land weit, weit von hier. Und da lebt eine Königstochter, die ist noch tausendmal schöner, als dieser Jüngling hier. Aber weshalb liegt er in diesem Kerker?« »Er will nicht heiraten«, antwortete der erste Riese, »und daher hat ihn sein Vater in diesen Kerker werfen lassen. Aber daß es eine Königstochter gibt, die noch schöner sein soll, das glaube ich nicht.« »Gut«, meinte der zweite Riese, »ich eile auf meinem Luftpferd in meine Heimat und hole die Königstochter aus ihrem Gefängnis. Denn auch sie wurde von ihrem Vater eingesperrt, weil sie nicht heiraten will.« Schnell war der Riese verschwunden, und bis wir einmal tief Atem geholt haben, war er schon wieder mit der schlafenden Prinzessin da und legte sie neben den Prinzen. »Bei Allah, wie schön sind die beiden Menschenkinder!« sagten die Riesen, »... als ob sie füreinander bestimmt wären. Aber Allah hat das Schicksal in den Händen, nicht wir. Aber vielleicht können wir etwas nachhelfen. Lassen wir Kamarozamon aufwachen.« Die beiden Riesen machten sich unsichtbar und weckten den Prinzen auf. Da sah er das wunderschöne Mädchen neben sich liegen. »Bist du ein irdisches Wesen?« fragte der Prinz leise, »kann eine Frau so schön sein? Ja dich, dich nehme ich zur Frau. Sicher hat mein Vater dich zu mir gesandt. Wie ist mein Vater gut, ich werde morgen zu ihm gehen und ihm sagen, daß ich dich heiraten will.« Da ließen die Riesen den Prinzen wieder einschlafen. Nun weckten sie die Prinzessin auf. Das Mädchen war zuerst erschrocken, als sie den Prinzen neben sich liegen sah. »Wer bist du?« fragte es erstaunt. »Oh, wie bist du schön und kräftig. Du bist so schön wie der Mond. Dich werde ich heiraten. Gleich morgen werde ich zu

meinem Vater gehen und es ihm sagen.« Da schlief auch sie wieder durch den Zauber der Riesen ein. Die beiden Riesen hatten sich an dem Glück gefreut und tauschten die Ringe der beiden Schlafenden aus. Schnell brachte der Riese das Mädchen zurück in ihren Kerker, denn der Morgen graute schon, und bei Tage verlieren die Riesen ihre Zauberkraft.

Als der Prinz am frühen Morgen erwachte, schaute er sogleich auf das Lager neben sich. »Wo ist das schöne Mädchen nur geblieben? Warum bin ich eingeschlafen?« Er eilte zur Wache an der Tür. »Sagt, wo habt ihr das schöne Mädchen hingebracht, das heute Nacht bei mir war und das mein Vater mir geschickt hat?« »Ich weiß von keinem Mädchen«, antwortete die Wache, »ich habe die ganze Nacht auf der Türschwelle hier geschlafen. Es ist niemand durch die Tür gegangen.« »Du lügst!« rief der Prinz, »laß mich zu meinem Vater und ihm sagen, daß ich das Mädchen heiraten will.« Aber die Wache ging zuerst selbst zum König. »König«, sagte die Wache, »ich glaube, der Prinz Kamarozamon ist verrückt geworden, ihm erscheinen schon Mädchen im Traum, und er behauptet, sie wären leibhaftig hier gewesen und Ihr, oh König, hättet sie geschickt.« »Laßt den Prinzen vor mich führen«, befahl der König. So wurde Kamarozamon gebracht und fiel dem König zu Füßen. »Oh Vater, guter Vater, ich werde heiraten!« Der König war sehr erfreut. »Das ist gut, mein Sohn. Ich werde ein schönes Weib für dich suchen.« »Oh nein, das brauchst du nicht«, erwiderte der Sohn, »ich werde das schöne Mädchen zur Frau nehmen, das du mir heute Nacht in den Kerker gesandt hast.« »Ich habe dir kein Mädchen in den Kerker gesandt. Ich glaube, du hast geträumt!« »Ich habe nicht geträumt, Vater. Sieh, diesen Ring hat die Schöne mir gegeben und hat meinen Ring genommen.« »Du hast

recht, Wächter, mein Sohn ist verrückt«, sagte der König. »Geh weg von hier! Du bist mein Sohn nicht mehr!« schrie er den Prinzen an. Ohne zu grüßen ging Kamarozamon hinaus, hinaus aus dem königlichen Schloß, hinaus aus dem großen Garten und hinaus aus dem Reich seines Vaters. Und seine Mühsal begann, Hunger und Durst quälten ihn. Die Kleider wurden schmutzig und lumpig, die Schuhe waren durchgelaufen. Aber Kamarozamon lief weiter, immer weiter und weiter. »Denn einmal werde ich das schöne Mädchen finden«, sagte er zu sich selbst.

Aber lassen wir den Prinzen hier und hören wir, was im Schloß der Königstochter geschah. Auch sie erwachte am nächsten Morgen und war erstaunt, den schönen Jüngling nicht neben sich zu finden. Auch sie wurde vor ihren Vater, den König, gerufen und erzählte von ihrem Erlebnis. Sie war bereit, den Jüngling zu heiraten, der ihr diesen Ring geschenkt hatte. Der König glaubte seiner Tochter nicht, er glaubte, sie hätte durch die Kälte und Feuchte des Kerkers den Verstand verloren. So ließ er sie in ein schönes Zimmer bringen, um sie dort wieder gesund zu pflegen. Aber die Prinzessin gesundete nicht. Sie wurde krank und immer kränker, schwächer und immer elender. Eines Tages kam ihr Wahlbruder¹ von einer langen Reise zurück und erschrak sehr, als er sie so elend daliegen sah. »Was ist mit dir, geliebte Schwester«, rief er aus, »kann dir denn kein Arzt helfen?« »Nein«, antwortete die Prinzessin, »mit der Kunst der Ärzte ist mir nicht zu helfen.« Und sie erzählte ihrem Wahlbruder die Geschichte jener Nacht, und der Bruder glaubte ihr. »Gib mir den Ring, Schwester. Ich will ausziehen und den schönen Jüngling suchen.« Die Prinzessin wünschte ihm viel Glück zu dieser Reise und küßte ihn.

Der Bruder ging und ging und ging durch viele fremde Länder und suchte überall nach dem schönen Jüngling mit dem Ring seiner Schwester. Eines Tages kam er in eine Stadt und sah einen Jüngling in zerlumpten Kleidern am Ufer eines Flusses sitzen. »Schade um diesen Jüngling«, dachte der Bruder, »seiner Gestalt und seinen Gesichtszügen nach scheint er aus edlem Haus zu sein. Warum er jetzt wohl so arm geworden ist?« Nach einiger Zeit kehrte der Bruder wieder in die Stadt zurück und sah den Jüngling noch immer an derselben Stelle sitzen und ins Wasser starren. »Was ist mit dir, Bruder?« fragte er den Jüngling, »warum sitzt du schon so lange an dieser Stelle und schaust nur immer ins Wasser hinein?« »Oh, laß mich, ich bin sehr müde«, antwortete der Jüngling. »Nein erzähle«, sagte der Bruder. »Ihr glaubt mir doch nicht, denn meine Geschichte ist wie die Geschichte eines Märchens, das beginnt: Es war einmal — oder nicht? Ich liebe ein Mädchen, das ich nur einmal gesehen habe. Ich weiß nicht, wie es heißt, ich weiß nicht, woher es stammt, ich weiß nur, daß ich es liebe und daß ich es finden muß. Denn ohne dieses Mädchen ist mein Leben dunkel wie eine mondlose Nacht.« »Hast du ein Andenken von ihr?« fragte der Bruder. »Ja, das habe ich. Ihren Ring.« »Darf ich ihn sehen?« »Nein! den zeige ich niemandem!« »Kennst du dann diesen Ring?« Und bei diesen Worten zog der Bruder den Ring, den ihm seine Schwester gegeben hatte, hervor. »Bei Allah!« rief der Jüngling, »das ist ja mein Ring! Nun zeige ich dir auch den anderen.« Der Jüngling zog ein Ledertaschchen hervor, das er an der Brust trug, und holte den Ring heraus. »Ja«, sagte der Bruder, »das ist der Ring meiner Wahlschwester, für die ich ausgezogen bin, um dich zu suchen.« Nun erzählte er Kamarozamon von dem schweren Leiden seiner Wahlschwester. »Nun laßt uns keine Zeit versäumen«, dräng-

te er, »wir wollen gleich zu der Prinzessin!« »Nein«, antwortete Kamarozamon, »zuerst will ich in mein Land zurückkehren und eine Karawane mit Brautgeschenken beladen, denn so zerlumpt und mit leeren Händen mag ich nicht vor die Prinzessin treten.«

So gingen die beiden zurück in das Reich von Kamarozamon, und der König nahm ihn gütig wieder auf. Er war froh, daß sein Sohn noch lebte und hatte schon längst seine bösen Worte bereut. Sie stellten nun eine große und reiche Karawane zusammen und zogen in das Reich der Prinzessin. Aber ein gutes Stück vor der Stadt hielten sie die Karawane an, und der Prinz ging allein als Hakim² verkleidet zum Schloß und klopfte an. Ein Diener öffnete, und als er hörte, der junge Mann wollte der Prinzessin helfen, sagte er: »Oh junger Mann, schone dein Leben! Viele junge Männer haben ihr Leben schon lassen müssen. Denn der König hängt alle, die die Prinzessin nicht heilen können. Der Prinzessin ist nicht mehr zu helfen; sie ist schwer krank und wird nur noch wenige Tage zu leben haben.« »Nein«, antwortete der Hakim, »ich weiß gewiß, daß ich die Prinzessin heilen kann.« So wurde der Hakim zu dem König geführt, und die Diener schauten ihm nach, weil er so schön war. »Du kannst deine Kunst versuchen«, sagte der König, »aber wenn du meiner Tochter nicht helfen kannst, dann wirst du aufgehängt wie die anderen vor dir.« Der Prinz ging zum Gemach der Prinzessin, die wie tot auf ihrem Lager lag. Er beugte sich über sie und flüsterte: »Ich bin gekommen, Geliebte.« Langsam öffnete die Prinzessin ihre Augen. Als sie Kamarozamon erkannte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals. Und alle, die im Schlosse waren, erzählten sich: »Die Prinzessin ist wieder gesund! Sie steht, sie spricht und sie lacht! Oh, wie ist Allah gnädig.«

Auch der König erfuhr von dem Glück und ging in das Gemach der Prinzessin. Da fand er seine Tochter lachend und scherzend im Gespräch mit dem Hakim als seien die langen, bösen Jahre nie gewesen. »Vater«, sagte die Prinzessin, »dieser Mann hat mich geheilt und erlöst von dem schweren Leiden. Ihn möchte ich zum Manne nehmen.« Der König zögerte und gab zu bedenken, daß seine einzige Tochter doch nicht einfach einen hergelau-fenen Hakim heiraten könnte, sei seine Kunst auch noch so groß. Da lächelte Kamarozamon und sagte: »Daran soll es nicht liegen. Meine Karawane liegt vor der Stadt. Schickt Boten, um sie zu holen.« Der König staunte, welcher Reichtum von den Kamelen entladen wurde. Nun glaubte auch er, daß der Hakim ein Königssohn war. Vierzig Tage und vierzig Nächte wurde die Hochzeit gefeiert. Die Gläubigen bekamen Reis und gekochtes Fleisch zum Festschmaus, die Hazara angebranntes und die Ungläubigen ungekochtes Fleisch.³

Als Kamarozamon einige Zeit mit seiner Frau auf dem Schloß gelebt hatte, brach er mit einer großen Karawane auf, um in seine Heimatstadt zu ziehen; denn er wußte, daß sein Vater auf ihn warten würde. Einmal schlügen sie abends ihre Zelte auf, und nach dem Abendessen legten sie sich alle zur Ruhe nieder, denn sie waren sehr müde von der Reise. Da hörte Kamarozamon vor seinem Zelt eine Vogelstimme. Lautlos erhob er sich, nahm sein Gewehr und schlich hinaus, um den Vogel zu erlegen. Er wollte seiner Frau damit eine Freude machen, denn er wußte, wie sehr sie Vogelkabab⁴ mochte. Aber der Vogel hatte den Jäger bemerkt und flog zum nächsten Baum. Der Prinz folgte — der Vogel flog jedoch weiter, weiter. . . und der Prinz folgte ihm in seinem Jagdeifer wie blind. Als er spürte, daß er müde wurde, entschloß

er sich die Jagd aufzugeben und zu den Zelten zurückzukehren. Ja, aber wo lagen die Zelte? Kamarozamon hatte in der Dunkelheit nicht auf den Weg geachtet, sondern war nur dem Vogel gefolgt. Er entschied sich für eine Richtung, doch als er ein Stück gegangen war, merkte er, daß er den falschen Weg eingeschlagen hatte, und ging zurück. Aber auch in der anderen Richtung führte der Weg nicht zu den Zelten. Lassen wir den irrenden Kamarozamon hier und hören wir, wie es seiner Frau ergangen war.

Die Prinzessin erwachte am Morgen, und als sie das Lager ihres Mannes neben sich leer fand, rief sie einen Diener zu sich. »Habt ihr den Prinzen gesehen?« »Nein«, antwortete der Diener, »wahrscheinlich ist er spazierengegangen, wir werden ihn suchen.« Nach allen Richtungen schwärmt den die Diener aus, um den Prinzen zu suchen.

Doch sie konnten Kamarozamon nicht finden, und ihre Rufe wurden nicht beantwortet. Da kehrten sie zu der Prinzessin zurück und erzählten von ihrem erfolglosen Suchen. Da brach die Prinzessin in Tränen aus und sprach zu sich selbst: »Was soll ich arme Frau ohne meinen Mann auf einer so langen Reise machen? Soll ich warten, bis er zurückkehrt? Soll ich zurück zu meines Vaters Schloß? Oder soll ich in seine Heimat ziehen? Wenn ich nur wüßte, ob er noch am Leben ist oder ob die wilden Tiere ihn schon zerrissen haben.« Sie weinte lange, dann aber wischte sie sich die Tränen ab und sagte zu sich selbst: »Das Weinen und Wehklagen ist nichts nütze, ich entschließe mich zum Weiterziehen.« Sie gab den Befehl an ihre Diener weiter, und das Lager wurde abgebrochen, die Kamele beladen und die Karawane zog weiter. Lassen wir die Prinzessin hier und hören wir, wie es Kamarozamon weiter erging.

Der Prinz irrte müde und hungrig umher, bis er in der Nähe eines großen Flusses zusammenbrach. Dort fand ihn ein alter Mann mit einem weißen Bart. Er flößte Kamarozamon Wasser ein und gab ihm Brot zu essen. Als Kamarozamon wieder zu Kräften gekommen war, erzählte er dem alten Weißbart seine Geschichte. »Komm mit in mein Haus hier in der Nähe«, sagte der Alte, »da kannst du leben und mir im Garten helfen. Ich gebe dir eine Entlohnung dafür, und damit kannst du mit dem Schiff in die Stadt fahren. Vielleicht findest du dort deine Frau wieder.« »Wann fährt das Schiff?« wollte der Prinz wissen. »Es ist gestern hier vorbeigekommen und fährt nur einmal im Jahr. So mußt du jetzt ein Jahr warten. Denn eine andere Möglichkeit, hier aus der Wildnis herauszukommen, gibt es nicht.« Lassen wir den Prinzen in Hause des Weißbarts und hören wir, wie es der Prinzessin weiter erging.

Die Karawane zog immer weiter, bis sie in die Nähe einer großen Stadt kam. Als die Prinzessin die hohen Mauern sah, befahl sie, die Karawane anzuhalten und ließ sich die Kleidung ihres Mannes bringen. Die junge Frau hatte die ähnliche Gestalt wie Kamarozamon und sah ihrem Manne in dieser Kleidung sehr ähnlich. Ihre langen schwarzen Haare verbarg sie unter einem Turban. Ihren Dienern gab sie den Befehl, sie von nun an mit Kamarozamon anzusprechen. So ritt sie als Mann verkleidet auf die Stadt zu. Aber da schaute des Königs Tochter gerade aus dem Schloß, und als sie den jungen Mann auf dem weißen Kamel daherreiten sah, verliebte sie sich gleich in ihn und eilte zu ihrem Vater. Der König hatte eben alle Wazire und Krieger um sich versammelt und befahl, die reiche Karawane anzugreifen und alle Männer zu erschlagen. »Kämpft hart und rücksichtslos, damit wir eine reiche Beute haben!« befahl der König.

»Nein, oh nein, mein Vater!« rief die Prinzessin da und warf sich dem König zu Füßen, »ich liebe den schönen Jüngling auf dem Kamel und möchte ihn heiraten.« »Nein«, erwiderte der König, »was ich befohlen habe, das bleibt befohlen. Die reiche Beute ist mir wichtiger als deine Herzenswünsche. Männer gibt es noch genug für dich.« »Aber überlege doch«, gab die Tochter zu bedenken, »wenn ich den Herrn der Karawane heirate, dann gehören uns die Schätze auch ohne Blutvergießen. Du kannst sie als Preis fordern. Will er mich nicht nehmen, dann ist es für dich ein leichtes, ihn und seine Männer im Schloß zu töten.« Die Wazire nickten zustimmend und auch die Krieger, die froh waren, nicht in die Schlacht zu müssen. Da war auch der König einverstanden, und er sandte einen Diener dem Herrn der Karawane entgegen, um ihn in sein Schloß zu bitten. ›Kamarozamon‹ wurde nach der Begrüßung klargemacht, daß er die Prinzessin heiraten müßte, wäre ihm sein Leben lieb. Nun, was war das für eine Wahl! Die arme Frau hoffte, daß ihr Gemahl bald wiederkäme, um sie zu befreien.

Prachtvoll wurde die Hochzeit gefeiert, aber nach einigen Tagen kam die jungvermählte Braut zu ihrem Vater und beklagte sich, ihr Mann würde sich nachts nie zu ihr gesellen, sagte sie, er kümmere sich überhaupt nicht um sie. So, sagte sie, habe sie sich das Leben einer jungen Ehefrau nicht vorgestellt. »Gut«, antwortete der König, »wenn dich dein Mann nicht liebt, dann wird er eben geköpft, und du nimmst einen anderen. Richte das deinem Gemahl aus.« Als die Prinzessin die Worte ihres Vaters ›Kamarozamon‹ erzählte, nahm dieser zum ersten Mal seinen Turban ab, und langes schwarzes Haar quoll hervor. Die Prinzessin schrie entsetzt und wollte fortlaufen. . . . »nein, bleib hier«, bat ›Kamarozamon‹, »ich

will dir alles erzählen.« So erzählte sie der Prinzessin ihre ganze Geschichte und zum Schluß sagte sie: »Ich weiß sicher, daß Kamarozamon, mein Gemahl, eines Tages wiederkommen wird, und dann sollst du ihn zum Manne haben. Nur schone mich jetzt und laß mich deine Freundin sein.« »Nein, nicht meine Freundin, sei meine Schwester!« rief die Prinzessin und fiel ihr um den Hals und küßte sie. Am nächsten Morgen ging die Prinzessin zu ihrem Vater und berichtete, daß sie nun zufrieden mit ihrem Manne sei und daß sie ihn behalten wolle. »So ist es recht, meine Tochter«, sagte der König, »so wollen wir bald ein großen Fest machen, an dem der Prinz meine Krone erhalten und über das ganze Land herrschen soll. Denn ich bin müde und alt geworden und mag nicht mehr regieren.« Wie sollte sich ›Kamarozamon‹ gegen die Krönung wehren? Sie nahm es genauso hin wie die Heirat, und immer hoffte sie auf den Tag, an dem der echte Kamarozamon zurückkehren würde. Ganz allein war sie nicht. Sie hatte die Prinzessin, ihre Schwester, die ihr half, wo sie nur konnte. ›Kamarozamon‹ regierte weise und gerecht, und das Volk liebte seinen neuen jungen König. Lassen wir die Prinzessin als König weiterregieren und hören wir, wie es dem echten Kamarozamon weiter ergangen ist.

Der junge Prinz arbeitete im Garten des alten Weißbarts, und sein Leben war nicht schlecht. Nur hatte er oft Sehnsucht nach seiner schönen jungen Frau. Wo sie wohl war? Ob sie überhaupt noch lebte? Das Jahr verging ihm viel zu langsam. An dem Tage aber, an dem das Schiff kommen sollte, stellte er sich ganz früh am Morgen an das Ufer, um das Schiff ja nicht zu verpassen. Neben sich hatte er einen Sack mit Kartoffeln⁵ stehen, den er sich bei dem Weißbart für seine Arbeit verdient hatte. In dem Sack hatte er auch noch seine alte Prinzen-

kleidung, die er getragen hatte, als er sich von dem Lager entfernt hatte und den Vogel schießen wollte. Da fiel dem Prinzen plötzlich ein, daß er ganz vergessen hatte, dem guten Weißbart Lebewohl zu sagen. Er schaute den Fluß hinauf, und als er kein Schiff kommen sah, eilte er ins Haus zurück. Da verabschiedete sich Kamarozamon von dem Weißbart und bedankte sich sehr für alles Gute. Dann aber ging er rasch zum Fluß hinunter. Aber siehe da: der Sack mit den Kartoffeln und der Kleidung war verschwunden, und ein Stück flußabwärts dampfte das Schiff. Kamarozamon lief rufend am Ufer hinter dem Schiffe her und winkte mit den Armen. Aber vergebens! Das Schiff hielt nicht mehr an. So kehrte Kamarozamon traurig in das Haus des Alten zurück und schloß sich in seine Kammer ein. Doch lassen wir Kamarozamon hier und hören wir, wie es seiner Frau, dem König, erging.

Der König ließ jeden Fremdling, der die Stadt betrat, zu sich rufen. Er erkundigte sich nach dem woher und wohin und entließ den Fremden wieder. Auch ließ der König alle Waren, die in die Stadt kamen, von Dienern überprüfen und ließ sich genau darüber berichten. So legte heute ein Schiff im Hafen der Stadt an und die Diener des Königs durchsuchten die Säcke und erstattenen ihrem Herrn Bericht. »Nichts Besonderes ist uns aufgefallen. Das Schiff hatte Tee, Reis und Kartoffeln geladen. In einem Kartoffelsack lagen noch einige abgetragene Kleidungsstücke. Das ist uns aufgefallen.« Da ließ der König den Sack und einen Mann der Schiffs-mannschaft zu sich kommen. Er schaute sich die Kleidungsstücke an... das waren doch Kamarozamons Kleider! Da war das Turbantuch, das Kamarozamon an jenem Morgen, an dem er nicht wieder zurückkehrte, getragen hatte⁶. »Woher habt ihr diesen Sack?« fragte

der König. Der Schiffer besann sich. »Der Sack«, sagte er, »der Sack stand allein am Flußufer, und wir hielten an um ihn mitzunehmen. Erst auf dem Schiff haben wir bemerkt, daß er keine Aufschrift hatte.« »Fahrt sofort zurück«, befahl der König, »und nehmt alle Leute auf meinen Befehl mit und bringt sie zu mir aufs Schloß.« Der Schiffer ging zurück auf sein Schiff, und das dampfte nun den gleichen Weg wieder zurück. Sie legten an der Stelle an, an der sie den Sack aufgelesen hatten, und gingen an Land. Da fanden sie die Hütte des Weißbarts und hießen ihn mit in die Stadt kommen. Als Kamarozamon dies im Garten hörte, in dem er arbeitete, dachte er bei sich, »der König läßt alle Leute hier zu sich bringen? Vielleicht hat er erfahren, daß ich ein Prinz bin, und er hat Angst um seinen Thron und will mich umbringen lassen?« Da hörte er die Männer sagen: »Habt ihr sonst noch jemanden hier?« »Ja, einen jungen Mann, der im Garten arbeitet.« »Der soll auch mitkommen.« Der Weißbart rief Kamarozamon: »Komm mit in die Stadt, der König hat uns rufen lassen!« So gingen der Weißbart und Kamarozamon mit aufs Schiff und fuhren in die Stadt.

Als sie dort anlegten, kamen ihnen Diener entgegen, kleideten sie in kostbare Gewänder, und Kamarozamon und der Weißbart wurden auf schöne Pferde gesetzt und wie Könige zum Palast gebracht. Kaum waren sie in den Thronsaal eingetreten, da schritt der König auf Kamarozamon zu und setzte ihm die Krone auf. Da quoll das schwarze Haar des Königs hervor, und die umstehenden Menschen erschraken. »Jetzt endlich kommt der echte Kamarozamon«, sagte die Prinzessin, »soll er die Last der Krone tragen, die mich als Frau solange drückte.« Kamarozamon brauchte einige Zeit, ehe er sein Glück fassen konnte. Dann nahm er seine Frau in die

Ärme und ließ sich alles von ihr erzählen. Dann erzählte er von seinem Leben bei dem alten Weißbart. »Ich habe meiner Wahlschwester versprochen«, sagte die Prinzessin, »daß du sie heiraten würdest, wenn du zurückkommst. Sie ist es, die mich beschützt und mein Leben geschont hat, weil sie mein Geheimnis nicht preisgegeben hat.« »Nein«, antwortete Kamarozamon, »ich will nur dich als Frau haben, die Prinzessin werde ich zur Wahlschwester nehmen.« Auch der alte Weißbart wurde reich beschenkt, und alle feierten vierzig Tage und vierzig Nächte die Heimkehr Kamarozamons. Aber nach einiger Zeit kehrten Kamarozamon und seine Frau in sein Reich zurück, zu dem alten Vater, der inzwischen schon fast sein Augenlicht verloren hatte. Der alte König konnte es kaum glauben, daß sein Sohn zurückgekommen war. Er übergab ihm seine Krone, und noch einmal wurde vierzig Tage und vierzig Nächte lang gefeiert.
Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er auch uns ein glückliches geben.

DER TRAUM DER PRINZESSIN

Es war einmal — oder nicht? Doch, es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Nun, hört gut zu! Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der war jung und schön und kräftig. Eines Tages ging der Sohn am Ufer des Flusses spazieren und sah da im Schatten eines Maulbeerbaumes einen armen Mann sitzen, der unentwegt ein Bild betrachtete, das er in seinen Händen hielt. »Ei, Baba¹«, sprach der Prinz ihn an, »was hast du für ein schönes Bild, willst du es mir nicht verkaufen? Ich kann dir viel

dafür bieten.« »Nein«, antwortete der Mann, »dieses Bild verkaufe ich niemals. Es ist mein Leben.« Traurig wandte sich der Prinz ab. Er ging ins Schloß und sah immer das Bild vor sich: das so überaus schöne Mädchen, das von einem großen Künstler so natürlich dargestellt war, als lebe es und hübe augenblicklich zu sprechen an. »Ich muß das Mädchen finden und es zu meiner Frau machen«, sagte der Prinz zu sich. Zuerst schämte er sich, zu seinem Vater darüber zu sprechen, dann aber trat er doch vor ihn und erzählte ihm von seinem Erlebnis. »Ich werde gehen und das Mädchen suchen und nicht eher ruhen, als bis ich es gefunden habe.« »Aber mein Sohn«, sagte der König ruhig, »so nimm doch Vernunft an! Wie willst du denn das Mädchen finden? Vielleicht lebt es schon gar nicht mehr, und ein Künstler hat es vor hundert Jahren dargestellt. Ich glaube, es ist sinnlos, das Mädchen zu suchen.« »Nein, Vater, ohne sie kann ich nicht leben!« »Überlege noch einmal alles ruhig«, riet der Vater abermals. Doch der Prinz verharrte auf seineim Vorhaben, das Mädchen zu suchen.

Da suchte der König seinen treuesten Wazir auf, der einen klugen Sohn im Alter des Prinzen hatte. »Du wirst es deinem Sohn nicht verbieten können«, riet der Minister, »so ist es besser, ihm zu helfen.« Dieser Rat gefiel dem König, und er gab dem Prinzen den klugen Wazirensohn zur Seite, denn dessen Verstand war nicht von der Liebe verwirrt. »Zuerst wollen wir den Mann am Fluß aufsuchen, um von ihm Näheres über das Mädchen zu erfahren«, sagte der Wazirensohn. Er ging zum Fluß, fand den Mann an der Stelle unter dem Maulbeerbaum und bat ihn, mit zum Schloß zu kommen. Und so trat der Alte mit dem Bild vor den König. »Ich habe gehört«, begann der König, »daß du nicht gewillt bist, mir das Bild selbst für große Reichtümer zu verkaufen. Kannst

du mir sagen, warum?« »Ja«, sagte der Mann, »das ist eine lange Geschichte, und ich will versuchen, sie kurz zu erzählen. Ich lebte in einem anderen Königreich, weit von hier. Ich besaß Land und Reichtum wie Ihr, oh König. Doch Ihr müßt wissen, daß in diesem Reich ein gütiger König herrschte, der aber eine sehr böse Tochter hatte. Sie tötete jeden Mann, der ihr unter die Augen kam. Ja, selbst männliche Tiere ließ sie umbringen. Aber es hieß, daß sie sehr schön sei. Nun, damals war ich sehr jung und neugierig und wollte die Prinzessin um jeden Preis sehen, koste es mir auch das Leben. So schlich ich mich in den Park der Prinzessin ein, verbarg mich hinter Bäumen und konnte nun die Schöne betrachten, wie sie mit ihren Gespielinnen spazierenging. Sie war so schön wie der volle Mond, und ich fühlte eine starke Liebe zu ihr. Da ich sie nicht besitzen konnte, wollte ich wenigstens ein Bild von ihr. Ich beauftragte einen großen Künstler, ein Bild von ihr zu malen. Dazu mußte er die Prinzessin aber mindestens einmal gesehen haben. Da dies jedoch sehr gefährlich war, gab ich mein ganzes Vermögen für diesen Auftrag hin. Nun bin ich ein armer Mann und habe nur dieses Bild, das mir ein Leben bedeutet. Majestät, Ihr werdet es mir nur nehmen können, wenn Ihr mich vorher tötet.« »Aber nein«, sagte der König, weshalb sollte ich dich töten? Sag uns nur, wo deine Stadt liegt, denn mein Sohn will hinziehen und um die schöne Prinzessin freien.« »Oh, tu das nicht, Prinz! Schon viele vor dir haben es gewagt und ihr Leben lassen müssen. Behalte dein junges Leben und vergrämme nicht das Alter deines Vaters. Bleibe hier!«

Doch der Prinz wollte nicht hören, er ließ sich den Weg beschreiben und zog mit seinem Freund, dem Sohn des Waziren, und mit einer reichen Karawane los. Sie wanderten durch Wälder, Wüsten und überquerten wilde

Berge, bis sie in die Nähe der Stadt kamen. Dort schlungen sie an einem kleinen See ihre Zelte auf und richteten sich darauf ein, dort längere Zeit zu verweilen. »Ich habe einen Plan«, sagte der kluge Freund zum Prinzen, »mach du nur alles, was ich dich heiße — und ich bin sicher, wir werden Erfolg haben.« Der Prinz wars zufrieden, brauchte er so doch nicht selbst nachzudenken.

Bald kam ein junger Mann vorbei, der rief: »Schöne Stoffe zu verkaufen, schöne Tücher zu verkaufen!« Der Freund bat ihn ins Zelt und ließ ihn auf den weichen Teppichen Platz nehmen und bot ihm Tee und Gebäck an und behandelte ihn sehr zuvorkommend und freundlich. Der Junge war glücklich über so viel Freundlichkeit und erzählte auch von sich und seiner Mutter, die Amme der Prinzessin war. Da horchte der Freund auf, und seine Pläne für die nächsten Tage festigten sich in ihm. Noch lange saßen sie zusammen und trennten sich mit einem Bruderkuß.

Oft war der Junge jetzt im Zelt seiner Freunde, und eines Tages fragte ihn der Sohn des Waziren: »Könnten wir dich nicht einmal besuchen? Jetzt, wo wir Brüder sind, würde ich deine Mutter und deine Familie gerne kennenlernen.« »Aber gewiß«, antwortete der Junge, »ich habe es nur noch nicht gewagt, Euch einzuladen, denn unser Haus ist sehr einfach und nicht so reich ausgestattet wie Eure Zelte.« So besuchten sie die Familie des jungen Freundes und brachten schöne Geschenke mit. »Wie kann ich Euch nur all die Güte vergelten?« fragte die Mutter. »Ganz einfach«, antwortete der Sohn des Waziren, »indem Ihr mir nur eine Frage beantwortet. Warum haßt die Prinzessin alle Männer und männlichen Tiere und läßt sie töten?« »Das kann ich leider nicht beantworten«, sagte die Mutter, »denn ich habe es bisher nicht gewagt, diese Frage an die Prinzessin zu stellen.

Aber kommt morgen wieder, da weiß ich die Antwort bestimmt.«

Am nächsten Tag trat die alte Amme vor die Prinzessin. »Ich habe eine Frage, geliebte Tochter, die mich schon lange quält und die nur du beantworten kannst. Nur habe ich bisher nicht gewagt, sie an dich zu richten, da ich deinen Zorn fürchte.« »Aber nein, du brauchst dich nicht zu fürchten, Mutter. Sprich nur!« »Warum läßt du alle Männer töten, die dir unter die Augen kommen?« Da wurde die Prinzessin sehr zornig, sie schlug der Alten ins Gesicht und rief: »Hinaus mit dir! Das hat noch kein Mensch zu fragen gewagt! Wenn du nicht meine Amme wärst, ich würde dich auf der Stelle töten lassen. Betrete nie wieder dieses Haus!« Zornig wandte sich die Prinzessin ab, und die Alte mußte gehen.

Zuhause wartete schon der Wazirensohn auf sie. »Fortgejagt hat mich die Prinzessin, als ich die Frage stellte. Und ich darf den Palast nie wieder betreten. Aber habe Geduld, ich werde die Antwort schon noch bekommen«, sagte die schlaue Amme. Nach einigen Tagen ließ sie durch eine Botin der Prinzessin ausrichten, daß sie totkrank wäre und jetzt noch bereit, ihr ihre Unhöflichkeit dem Alter gegenüber zu verzeihen. Als die Prinzessin das hörte, machte sie sich gleich auf den Weg in das Haus der Amme. Sie hatte Angst, die Alte könnte sterben, bevor sie ihr verziehn hätte; denn das würde bedeuten, daß die Prinzessin nicht ins Paradies kommen könnte. So kniete sie reumüttig vor dem Lager der Alten. »Verzeih mir bitte, Mutter. Ich habe im Zorn böse gehandelt, es tut mir leid.« »Ich will dir gern verzeihen«, flüsterte die Amme, »doch erst mußt du mir die Frage beantworten, um deretwillen du mich geschlagen hast.« Da begann die Prinzessin zu erzählen: »Bitte erzähle das, was ich dir jetzt anvertrauen werde, keinem anderen

Menschen.« »Bestimmt nicht. Ich werde deine Geschichte bald mit in den Tod nehmen.« »Gut. Hör zu! Als ich noch ein junges Mädchen war, da hatte ich folgenden Traum. Ich war ein Reh und mit vielen anderen Rehen zusammen auf einer Wiese. Es waren alles weibliche Tiere, nur ein Bock war dabei, und der graste neben mir. Plötzlich witterten wir einen Menschen — und siehe da: ein Jäger tauchte hinter den Gebüschen auf. Wir flohen sogleich und liefen so schnell wir konnten, der Bock neben mir. Da kam er mit einem Fuß in ein enges, hartes Loch, aus dem er ihn nicht mehr herausziehen konnte. Ich sprang flink zum Bach und holte Wasser in meinem Maul und schüttete es in das Loch, bis die Erde weich wurde und der Bock seinen Fuß wieder herausziehen konnte. Schnell flüchteten wir weiter, denn der Jäger verfolgte uns. Da geriet *mein* Fuß in ein enges Loch, und ich bekam ihn nicht wieder heraus. Der Bock aber half mir nicht, sondern floh alleine weiter. Da kam der Jäger und schoß mir eine Kugel mitten in die Stirn. Daran bin ich aufgewacht. Seit diesem Traum weiß ich: die Männer sind alle untreu — und deshalb lasse ich jeden, der mir unter die Augen kommt, töten.« »Ich danke dir«, sagte die Amme, »nun kann ich verstehen, warum du die Männer haßt und kann beruhigt sterben. Ich will dir von ganzem Herzen verzeihen.« Weinend nahm die Prinzessin Abschied von der Amme, die sie segnete.

Kaum aber war die Prinzessin draußen, da sprang die Alte von ihrem Lager auf, ließ den Prinzen und seinen Freund rufen und erzählte ihnen den Traum der Prinzessin. Der Prinz war etwas enttäuscht und sagte zum Wazirensohn: »Jetzt wissen wir den Grund, aber was sollen wir tun? Wie können wir die Prinzessin dazu bewegen, uns Männer nicht mehr zu hassen?« »Laß mir einige Tage Zeit, alles zu bedenken«, antwortete der

Freund darauf, »ich bin sicher, daß ich einen Weg finden werde.«

Nach einigen Tagen hatte der Freund einen guten Plan. Er ließ die besten Baumeister aus dem Land zusammenrufen und ein Haus bauen, das freilich eher einem Palaste glich. Dann rief er die besten Maler zusammen, die sollten die Wände in dem großen Saal schmücken. Der Wazirensohn sagte: »Zuerst malt eine Waldwiese mit grasenden Rehen. Alles sollen weibliche Tiere sein, nur ein Bock darf unter ihnen weiden.« Als das Bild fertig war, sagte der Wazirensohn wieder: »Jetzt malt, wie der Jäger hinter dem Gebüsch auftaucht und alle Tiere fliehen. Der Bock läuft neben dem schönsten Reh.« Als auch dieses Gemälde fertig war, sagte der Wazirensohn: »Und nun malt, wie der Fuß des Bockes in ein enges Loch gerät und wie das Reh zum Bache läuft und Wasser holt in seinem Maul. Und malt weiter, wie das Reh das Wasser in das Loch schüttet und der Bock seinen Fuß wieder herausziehen kann.« Zu diesem Bild brauchten die Maler lange, doch gelang es ihnen meisterhaft. Der Wazirensohn war sehr zufrieden und sagte: »Nun malt, wie das Reh und der Bock weiterfliehen. Nun gerät der Fuß des Rehes in ein Loch. Aber bevor der Bock mit dem Wasser im Maul zurückkommt, hat der Jäger das Reh schon mit der Kugel mitten in die Stirn getroffen.« Als dieses Bild fertig war, ließ der Wazirensohn auf die letzte Fläche der Wand diese Geschichte malen: »Als der Bock des tote Reh sieht, schlägt er seinen Kopf solange gegen einen Felsen, bis sein Schädel birst und er tot neben dem Reh liegt.« Für diese letzte Geschichte brauchten die Maler sehr, sehr lange, aber als das Bild fertig war, waren der Prinz und der Wazirensohn sehr entzückt und dankten den Malern und entlohten sie großzügig.

Nun ließen sie in der Stadt bekanntmachen, daß ein sehr schönes Wandgemälde in dem Hause außerhalb der Stadtmauern zu besichtigen sei. Alle Bürger der Stadt kamen und sahen sich die Bilder an, und sie gefielen ihnen gut. Sie lobten die Maler und auch den Prinzen, der etwas so Schönes malen ließ. Aber den wahren Sinn der Geschichte konnte kein Bürger verstehen. Bald erfuhr auch der König von dem schönen Wandgemälde, und er ging, um es sich anzusehen. »Oh, hätte ich nur ein solches Gemälde in meinem Palast! Ich muß die Maler bitten, mir auch etwas so Herrliches zu malen!« rief der König aus. Lange weilte der König in dem Hause des Prinzen und freute sich an den bunten Bildern. So kam er erst spät nach Hause, und die Prinzessin fragte ihn: »Wo warst du denn solange, Vater?« »Ich war in dem neuen Haus außerhalb der Stadtmauern und sah dort ein herrliches Wandgemälde. Du solltest es dir auch einmal ansehen, um dich zu zerstreuen.« »Aber bitte nur bei Nacht.« »Ich werde dem Prinzen Nachricht geben, daß sich nur Frauen in dem Saal aufhalten sollen«, sagte der König. So wurde die Prinzessin bei Nacht in einer Sänfte zu dem Haus des Prinzen gebracht. Voraus aber eilten Boten, die alle Männer vor der Ankunft der Prinzessin warnten. Die Prinzessin trat in den Saal, der von vielen hundert Kerzen erleuchtet war. Wie erstarrte die Prinzessin, als sie ihren Traum in den Bildern wiedererkannte! Dann aber wurde sie sehr wütend und verließ zornig den Saal. Niemand wußte weshalb. Zu sich selbst aber sagte sie: »Die verräterische Amme werde ich morgen hängen lassen; denn sie allein kannte meinen Traum. Und den Prinzen werde ich morgen vor mich befehlen, und er muß mir sagen, von wem er diesen Traum erfahren hat. Dann werde ich auch ihn töten lassen.« Als aber der König von dem Plan der Prinzessin erfuhr, weigerte er

sich, den Prinzen ins Schloß zu bitten, nur um ihn der launischen Tochter wegen hängen zu lassen. Die Prinzessin mußte zuerst versprechen, den Prinzen nicht zu töten.

Als der Prinz und der Wazirensohn aufgefordert wurden, ins Schloß zu kommen, hatten sie doch etwas Angst. Sie wußten doch nicht, was die Prinzessin im Schilde führte. Der Wazirensohn aber erklärte dem Prinzen genau, was er im Schloß zu sagen hätte. Sie traten in das Gemach der Prinzessin, wo diese finster auf einem goldenen Kissen saß. Sogleich fiel ihr der Prinz zu Füßen und rief: »Da bist du ja, mein schönstes Reh! Mein Reh meiner Träume! Mein Reh meines Lebens!« »Sei ruhig!« antwortete die Prinzessin streng: »Sagt mir lieber, von wem Ihr meinen Traum erfahren habt.« Der Prinz schien die Frage überhaupt nicht gehört zu haben. »Daß ich dich endlich gefunden habe! Und wieviel schöner und liebreizender du bist als ich dich in meinen Träumen gesehen habe! Wie bin ich froh, daß du lebst! So brauche ich mir meinen Schädel nicht mehr jede Nacht im Traume zu zerschlagen!« Die Prinzessin war etwas verwirrt durch die Worte des Prinzen, fragte aber noch einmal streng: »Woher weißt du meinen Traum?« »Deinen Traum?« fragte der Prinz erstaunt, »welchen Traum meinst du denn, mein schönstes Reh?« »Nun den, den ihr in euer Haus als Wandgemälde habt malen lassen.« »Den Traum hast du *auch* geträumt, mein liebstes Reh? Ich träumte diesen Traum Nacht für Nacht, und er ließ mich nicht mehr los. Und Nacht für Nacht habe ich mir meinen Schädel für dich zerschmettert. Darum habe ich diesen Traum malen lassen, um mich so von ihm zu befreien.« »Ich habe diesen Traum auch geträumt, aber mit dem Ende, daß du nicht mehr zurückkamst, um mich aus dem Loch zu befreien, und daß der Jäger mich erschoß.«

»Freilich«, antwortete der Prinz, »du konntest ja nicht mehr weiterträumen, weil du tot warst.« »Du hast recht«, meinte die Prinzessin, »so sind die Männer doch treu? und ich habe umsonst so viele hängen lassen?« »Sie sind treu! Sie sind treu!« rief der Prinz und nahm die Prinzessin in die Arme.

Der König, der in diesem Augenblick eintrat, weil er um das Leben der beiden fürchtete, traute seinen Augen nicht und zog sich leise mit dem Wazirensohn zurück. Nach einigen Stunden kam die Prinzessin mit dem Prinzen und verkündete, sie würden heiraten. So ein großes Fest wurde noch nie gefeiert, wie die Hochzeit der schönen Prinzessin mit dem Prinzen! Von nun an durften sich die Männer auch wieder tagsüber in die Nähe des Palastes wagen und mußten sich nicht mehr vor der Prinzessin verstecken. Der Prinz aber ging mit seiner Frau in sein Reich zurück und wurde König. Dem treuen Wazirensohn aber gab er den höchsten Ministerposten. Und alle lebten sie noch viele Jahre glücklich zusammen. Das Schicksal, das Allah ihnen gegeben hat, möge er auch uns bescheren.

DAS MÄRCHEN VOM PRINZEN BACHRAM

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah. Gewißlich. Nun, hört gut zu! Es war einmal ein König, der lebte lange Jahre glücklich mit seiner Gemahlin zusammen, doch die Ehe blieb kinderlos. Das betrübte den König sehr, und er betete oft zu Allah, er möge ihm doch einen Sohn schenken. Sein Bitten wurde erhört, und die Königin gebar ihm einen Sohn, den er Bachram nannte.

Die Eltern liebten den kleinen Sohn sehr und schenkten ihm alles, was er verlangte. Als der Knabe heranwuchs, holte der König einen weisen Lehrer ins Schloß, der Bachram in den Schriften des Korans unterwies. Später weihte er ihn in die alten arabischen Weisheiten ein, in die Rechenkunst, in die Astronomie und in die Kunst, Krankheiten zu heilen. Bachram war ein fleißiger und gescheiter Schüler. Außerdem übte sich der Knabe im Fechten, im Speerwerfen, im Reiten und Jagen und war in allem seinen gleichaltrigen Freunden weit überlegen. Der König sah mit Freude und Stolz auf seinen Sohn. Eines Tages ließ er ihn zu sich kommen. »Mein Sohn«, begann der König, »ich habe lange Jahre regiert und meine Hand beginnt zu zittern, wenn ich das Schwert halte, und die Krone wird mir eine Last auf meinem Haupte. Du bist geübt in allen Künsten und Wissenschaften. Du bist jetzt zum Manne gereift. Nimm mir die Last der Krone ab.« »Gern, mein Vater«, antwortete Bachram, »doch laß mich morgen noch zur Jagd reiten mit meinen Freunden, dann bin ich bereit.«

Am nächsten Morgen zog Bachram zur Jagd mit seinen Freunden. Bald hörten sie von weitem einen Löwen brüllen. Voller Angst ritten die Freunde zurück. Der Prinz aber rief: »Laßt mich den Löwen erlegen!« Er ritt auf den Löwen zu und traf ihn mit seinem Pfeil sicher ins Herz. Stolz ritt er mit seiner Beute zu den Freunden zurück, und weiter ging die Jagd. Der Prinz erblickte ein Reh, und ehe die anderen Jäger es bemerkten, nahm er die Verfolgung auf. Das Reh aber war sehr flink und schlüpfte durch Gestrüpp, durch das der Prinz auf seinem Pferde nicht dringen konnte. So hatte der Prinz große Mühe, es zu verfolgen. Doch das Reh er müdete schneller als das Pferd, und so konnte Bachram es doch erlegen. Bei dieser Jagd hatte der Prinz aber

weder auf den Weg noch auf die Richtung geachtet. Es dunkelte schon, und er befand sich in einem ihm unbekannten Wald. Schließlich fand er eine Wasserstelle für sich und sein Pferd und suchte sich einen Baum zum Schlafen aus. Das Pferd ließ er frei laufen und grasen. Als er am frühen Morgen erwachte, war es verschwunden. Vergeblich rief der Prinz nach ihm. Warum hatte das treue Tier ihn verlassen? Das schmerzte ihn mehr als der Hunger. So ging er zu Fuß weiter, immer einer Richtung nach. Irgendwann, so dachte er sich, würde er wieder auf einen Menschen stoßen. Er wanderte durch Steppen und Wüsten und kletterte über hohe Berge.

Eines Tages sah er einen steilen Berg vor sich, und oben auf dem Berge konnte er gerade noch ein stattliches Schloß erkennen. Er ging über Steine und Geröll und konnte keinen Weg zu diesem Schlosse finden. Alle Pfade waren vergrast und voller Disteln, denn schon lange hatte kein menschlicher Fuß diese Gegend betreten. Aber aus dem Fenster des Schlosses sah Bachram ein wunderschönes Mädchen schauen. Erst dachte er, es sei ein Trugbild, doch dann konnte er das Mädchen genau erkennen. Es hatte eine helle Haut, dunkle Augen und langes schwarzes Haar. Das Schloß lag ganz still und schien wie ausgestorben. Auch das Mädchen rührte sich nicht. Als der Prinz ganz dicht vor dem Fenster stand und das Mädchen grüßen wollte, merkte er, daß es nur ein überaus kunstvoll gemaltes Bildnis war. Lange schaute er das wunderschöne Mädchen auf dem Bilde an. Er konnte es kaum glauben, daß es nicht lebte. »Wenn ich nur wüßte, wer du bist und wo ich dich finden kann, du wunderschönes Mädchen«, sagte der Prinz laut zu sich selbst. »Das kann ich dir wohl sagen«, antwortete eine Stimme. Der Prinz drehte sich um und sah einen Mann am Tore sitzen, den er zuvor nicht bemerkt hatte. »Es

wird dir nicht viel nützen, wenn du weißt, wer sie ist«, sprach der Alte weiter. »Viele Prinzen vor dir haben schon versucht, sie zu gewinnen, doch keinem ist es gegückt. Kein Drache bewacht sie, sie selbst hält ihr Herz verschlossen und will es niemandem öffnen.« »So sag doch, wessen Tochter sie ist und wo ich sie finden kann«, fragte der Prinz. »Sie ist die Tochter des Kaisers Tschin¹ und lebt in dem Lande Tschin. Doch der Weg in dieses Land ist sehr weit und voller Gefahr.« »Die schöne Prinzessin wird sich mir sicher nicht verschließen«, sagte der Prinz, »ich will mich gleich auf den Weg machen.« »Nein, bleib noch«, erwiederte der Alte, »ich werde dich noch stärken.« Er gab Bachram Ziegenmilch zu trinken und salbte ihn mit duftendem Öl. Darauf fiel Bachram in einen tiefen, erfrischenden Schlaf. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte. Doch er fühlte sich erquickt und kräftig. Er wollte dem Alten danken, doch fand er ihn nicht mehr. Er blickte nochmals das Bildnis an, das er schon tief in seinem Herzen trug.

Der Prinz Bachram wanderte und wanderte und wanderte. Prinz Bachram schien es, als sei er sein Leben lang schon so gewandert, und sein Leben am Königshof schien ihm wie ein Traum. Eines Tages ruhte er sich am Ufer eines breiten Flusses aus. Da kamen einige Frauen aus dem Schloß zu ihm und brachten ihm Speise und Trank. Bachram bedankte sich vielmals, und die Frauen sagten: »Dies ist ein Geschenk unserer Herrin, doch wenn du fertiggegessen hast, geh schnell weiter, sonst kommen die bösen Djinne² und töten dich vor Neid.« »Laßt sie nur kommen«, erwiederte Bachram, »ich fürchte sie nicht.« Und kaum hatte er das gesagt, da hörte er ein Pfeifen und Zischen in der Luft und der Wind brachte einen widerlichen Geruch zu ihm. Da sah er schon

die ersten häßlichen Djinne kommen. Bachram hatte sich hinter einem Baum versteckt — und wenn ein Djinn vorbeikam, packte er ihn am Genick und fesselte ihn schnell. Bald lagen alle Djinne gebunden vor ihm und jammerten, daß es zum Erbarmen war.

Bachram ging in den Palast und bat die Herrin um Rat. »Was soll nun mit den gefesselten Djinnen geschehen? Soll ich sie umbringen?« fragte er. »Nein«, riet ihm die Herrin, »töte sie nicht, sonst ist dein Leben verflucht. Denn die Welt der Djinne wird gegen dich sein. Läßt du sie aber frei, dann werden sie dir zu Diensten sein.« Bachram bedankte sich für den guten Rat, ging zu den Djinnen zurück und machte ihre Fesseln los. Da fingen die Djinne vor Freude zu singen und zu tanzen an. Der älteste der Djinne kam auf Bachram zu, bedankte sich für die Befreiung und reichte ihn ein Büschel Haare hin. Von jedem der Djinne war ein Haar dabei. »Bist du einmal in Not, oh großer Prinz Bachram«, sagte der Djinn, »so entzünde eines der Haare, und wir werden dir sogleich zu Hilfe eilen.« Kaum hatte der Djinn das zu Bachram gesagt, da ertönte wieder das Pfeifen und Zischen, der widerliche Geruch kam auf ... und die Djinne verschwanden.

Bachram ging in den Palast zurück und blieb dort eine Weile. Viele schöne Frauen sah er dort, doch nicht eine glich dem Bildnis, das er in seinem Herzen trug. »Wie weit ist es noch bis zum Reiche des Kaisers Tschin?« fragte Bachram eines Tages. »Noch vierzig Tage und vierzig Nächte«, antwortete man ihm. »Dann muß ich jetzt aufbrechen«, sagte der Prinz, bedankte sich für die Gastfreundschaft und machte sich auf den weiten Weg in das Reich des Kaisers Tschin.

Bachram wanderte und wanderte und wanderte und erreichte die Stadt des Kaisers Tschin und war müde und

staubig. Seine Kleidung war zerfetzt, und die Schuhe waren ganz abgelaufen. Doch gleich schrieb er einen Brief an die Prinzessin und erklärte ihr seine Liebe. Er erzählte von seiner langen Reise und von seinen Mühen und Schmerzen, die er ihretwegen ausgehalten hatte. Und er bat, sie einmal sehen zu dürfen. Die Prinzessin ließ ihm ausrichten, er könnte sie auf dem Dach des Palastes sehen, wo sie sich jeden Monat einmal der Menge zeigen mußte.

Bachram wartete bis zu diesem Tag, und in aller Frühe kletterte er auf einen hohen Baum, um die Prinzessin ganz aus der Nähe zu betrachten. Er harrte bis zum Nachmittag dort oben aus, bis die Prinzessin erschien. Wie schön sie war! Sie übertraf an Schönheit weit das Bild, das er von ihr gesehen hatte. Bachram lächelte sie an und winkte ihr zu, aber die Prinzessin schaute in die Ferne und beachtete keinen ihrer vielen Bewerber. Ganz verzagt stieg Bachram wieder von seinem Baum herab. Wie viele Prinzen waren außer ihm noch hier und warben um die Gunst der Prinzessin! Aber keiner von ihnen war so schmutzig und zerlumpt wie er. Die anderen Prinzen waren kostbar gekleidet und führten reiche Karawanen mit Geschenken beladen mit sich. Bachram aber ließ sich nicht entmutigen und schrieb immer wieder Briefe an die Prinzessin.

Eines Tages kam ein königlicher Bote mit einem Brief. Bachram freute sich sehr und küßte das Papier. »Sie hat mich nicht vergessen! Sie hat geschrieben!« jubelte er. Er öffnete den Brief. Aber da stand nur geschrieben, daß er sich weiter keine Mühe geben und die Tage nutzlos in der Stadt vergeuden sollte. Nie werde sie einem Manne ihre Neigung schenken.

Lassen wir den Prinzen in der Kaiserstadt und hören wir, wie es am heimatlichen Königshof weitergegangen ist.

Der König war sehr betrübt, als sein Sohn nicht wieder von der Jagd zurückkehrte. Er sandte Boten in alle Teile seines Landes aus, die ihn suchen sollten. Aber niemand konnte ihn finden. Da machte sich eines Tages ein junger Freund von Bachram auf die Suche. Er kam an jenen hohen Berg mit dem Schloß und stieg hinauf und fragte den Alten nach Bachram. »Ja, den Prinzen kenne ich«, antwortete der Alte, »er ist ins Reich des Kaisers Tschin gezogen, um die Prinzessin zu gewinnen.« Der Prinz bedankte sich und eilte zu dem alten König zurück, um ihm diese gute Nachricht zu überbringen. Der König ließ sogleich eine große und reiche Karawane zusammenstellen, die kostbare Brautgeschenke mit sich führte, und schickte sie in das Land des Kaisers Tschin.

Als sie dort nach einer langen Reise ankamen, konnten die Wazire, die mit der Karawane gezogen waren, den Prinzen Bachram nicht finden. Sie gingen zuerst zum Kaiser und fragten dort nach Bachram, aber der Kaiser kannte Bachram nicht. Eines Tages saß der Wazir am Tor des Palastes und sah einen Boten mit einem großen Brief hineingehen. Er winkte den Boten zu sich heran und fragte ihn, von wem und für wen dieser Brief denn sei. »Der ist von dem verrückten Freier«, sagte der Bote, »der schon seit Monaten versucht, die Gunst der Prinzessin zu erringen; doch die Prinzessin heiratet nie!« »Kannst du mich zu diesem verrückten Freier führen? Du sollst eine gute Belohnung dafür bekommen!« sagte der Wazir. Der Bote willigte ein und führte den Wazir in eine alte Stube, in der Bachram müde und zerlumpt saß und schon wieder einen Brief an seine Geliebte schrieb. Bachram war sehr erstaunt, als er einen Waziren seines Vaters vor sich sah. Der Wazir versuchte, den Prinzen zu überreden, mit ihm nach Hause zurückzukehren.

ren. Sein Vater und das ganze Land warte auf ihn. Doch Bachram wollte ausharren. »Ich bleibe hier. Mit Allahs Hilfe werde ich es eines Tages schaffen«.

In diesen Tagen wurde nun der Kaiser von einem kriegerischen Volk aus dem Norden bedroht. Bachram eilte ohne Versäumen vor den Kaiser und bot ihm seine Hilfe an. »Aber was willst du allein denn austrichten?« spottete der Kaiser. »Laßt mich nur machen«, antwortete Bachram.

Der Prinz ging und zündete in seiner Stube ein Haar der Djinne an. Ein Djinn erschien und fragte nach seinem Begehr. »Könnt ihr die Feinde, die den Kaiser bedrohen, bezwingen?« Da lachte der Djinn nur und verschwand und zeigte dem Prinzen Hunderte Djinnen, die gegen die feindlichen Soldaten angingen und sie in einer Stunde alle getötet hatten. Da ging der Prinz stolz zum Kaiser und berichtete von seinem Sieg. Der Kaiser bedankte sich sehr und ließ Bachram zur Belohnung sich etwas wünschen. »Ich wünsche mir Eure Tochter zur Frau«, sagte Bachram. »Gern«, antwortete der Kaiser, »nur weiß ich nicht, ob meine Tochter Euch heiraten will. Da muß ich sie erst fragen«. Aber die Prinzessin wollte nicht.

Bachram ging in seine Stube zurück und entzündete ein anderes Haar. Da erschien wieder ein Djinn, und Bachram bat ihn um Hilfe. »Nun«, meinte der Djinn, »diese Sache ist schwieriger als tausend Krieger zu bezwingen. Aber wir wollen es versuchen.«

Vierzig sehr schöne Djinnfrauen wurden zur Prinzessin geschickt. Sie erzählten der Prinzessin, wie schön und tapfer der edle Prinz Bachram sei und versuchten, ihr Herz zu erweichen. »Wißt ihr Frauen«, sagte die Prinzessin, »meine Mutter ist schon lange tot, und ich bin das einzige Kind. Würde ich heiraten und fortgehen, dann

„Wäre mein Vater ganz allein. Aber ich liebe und verehre meinen Vater sehr und möchte ihn nicht verlassen. Deshalb kann ich nicht heiraten.“ »Aber das ist doch ganz einfach«, meinte eine der Djinnfrauen, »eine von uns nimmt den Kaiser zum Gemahl, dann ist er nicht mehr allein, und du kannst heiraten.“ Die Prinzessin fand diesen Vorschlag gut, und sie suchten zusammen die schönste Djinnfrau für den Kaiser aus. Die Prinzessin selbst kleidete und schminkte und schmückte sie und führte sie vor den Kaiser. Dem Kaiser gefiel die schöne Djinnfrau auch gut, und er war bereit, sie zu heiraten. So konnte die Prinzessin auch Bachram erhören. . . und sie feierten die Hochzeit vierzig Tage und vierzig Nächte lang.

Und als Bachram und seine schöne Frau noch eine Zeit am Hofe des Kaisers Tschin gelebt hatten, nahmen sie Abschied und zogen in die Heimat Bachrams. Der alte König hatte schon lange auf die Heimkehr seines Sohnes gewartet und übergab ihm sogleich Krone und Zepter. »Daß du mir nicht noch einmal auf die Jagd reitest und nicht wieder zurückkehrst!« sagte der alte König. Hier im Schloße Bachrams wurde die Hochzeit noch einmal vierzig Tage und vierzig Nächte lang gefeiert.

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt — möge er unseres auch gütig wenden!

DIE MISSGLÜCKTE FLUCHT

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gewißlich! Gut, dieser König hatte einen Wazir, der

war ihm wie ein guter Freund. Einmal sagte der Wazir zu dem König: »Eigentlich ist unser Leben ohne Frauen langweilig, jeder von uns sollte sich eine Frau nehmen.« Sie taten es und sie feierten zusammen die Hochzeit. Der König sagte zum Wazir: »Sollte dir eine Tochter geschenkt werden und mir ein Sohn, dann sollen die Kinder einander versprochen werden. Sollte ich eine Tochter bekommen und du einen Sohn, dann sollen sie später ebenfalls heiraten.« Der Wazir war damit einverstanden. Nach einem Jahr wurde dem Wazir ein Sohn geboren und dem König eine Tochter, und der König wiederholte sein Versprechen. Doch bald darauf starb der Wazir, und seine Frau zog mit dem Wazirensohn aus dem Palast.

Der Wazirensohn wuchs auf und wurde schön und kräftig, doch wußte er nichts von seiner Abstammung, noch etwas von dem königlichen Versprechen. Eines Tages raufte er sich mit einem anderen Jungen auf der Straße und besiegte ihn und saß triumphierend auf seinem Rücken. Es war ein kahlköpfiger Junge, der von den anderen immer verspottet wurde. Da sagte der Glatzkopf zum Wazirensohn: »Du wirst immer obenauf sitzen und kannst Menschen wie mich quälen. Du bist ja der Prinzessin versprochen und wirst einmal König werden.« Erstaunt rannte der Wazirensohn nach Hause und befragte seine Mutter. Sie mußte ihm nun die Wahrheit sagen. Da ging der Junge so schnell er konnte vor den König und erinnerte ihn an sein Versprechen. Obwohl der König nicht mehr zu seinem Versprechen stehen wollte, bestand der Wazirensohn auf seinem Recht. »Gut«, sagte der König, »wenn du mir eine riesige Menge Schafe aus China bringen kannst, so viele, wie ich selbst an meinem Hof, ja in meinem ganzen Land nicht habe, dann sollst du meine Tochter bekommen.«

Traurig ging der Junge los und lief und lief, bis er zu der großen chinesischen Mauer kam. Sie war sehr hoch und außerdem streng bewacht. Der Wazirensohn stand traurig davor und wußte sich nicht zu helfen. Da stand plötzlich ein schwarzgekleideter Mann auf einem schwarzen Pferd vor ihm. »Ich werde dir helfen«, sagte der schwarze Mann, »geh nach Hause in deine Stadt, die Schafe werden dir folgen.« Dann hob das Pferd vom Boden ab und schwebte mit dem schwarzen Mann über die hohe chinesische Mauer hinweg.

Etwas ungläubig machte sich der Wazirensohn auf den Heimweg. Da hörte er bald Schafe hinter sich blöken und drehte sich um und sah unzählig viele Schafsrücken... braune, weiße und schwarze. Sie überholten ihn und strömten in die Stadt — zu Hunderten, zu Tausenden — und füllten die Straßen ganz aus. Doch es drängten sich noch immer mehr Schafe herein, bis kaum mehr Platz zum Stehen war. Da mußte der König dem Wazirensohn seine Tochter geben, und die Hochzeit wurde gefeiert.

Nun wollte der Wazirensohn gerne wissen, wer der schwarzgekleidete Mann, der ihm so geholfen hatte, denn eigentlich war. Er wollte ihn kennenlernen und ihm danken. So verabschiedete er sich von seiner jungen Frau und machte sich auf den Weg nach China, um den Unbekannten zu suchen. Und er ging und ging und ging, und nachdem er einige Zeit gegangen war, traf er einen alten weisen Mann und bat ihn um Rat. »Ich kann dir helfen, wenn du meinen Rat genau befolgst«, sagte der alte Mann, »geh jetzt immer der Sonne nach, bis du zu einer Burg kommst, die von einer hohen Mauer umgeben ist. Du wirst keine Türe finden. Du mußt vor der Mauer bis zum Abend warten, denn da beugt sich der

große Baum, der im Schloßhof steht, herab, um mit seinen Ästen aus dem Bach zu trinken, der um das Schloß fließt. Du kletterst in die Äste und hältst dich gut daran fest. So wirst du mit den Ästen in den Innenhof gelangen. Dort werden zwei Pferde stehen, ein schwarzes und ein weißes. Du zeigst dich einmal kurz, und die Pferde werden wiehern. Dann wird die Fee kommen und sie beruhigen. Du mußt dich den Pferden dreimal zeigen, dann kannst du dich aus deinem Versteck im Baume wagen.« Der junge Prinz dankte dem Alten für seinen Rat und machte sich auf den Weg zur Burg.

Da traf er alles an, wie der Alte es ihm gesagte hatte. Der Prinz versteckte sich im Geäst des Baumes und gelangte so in den Innenhof des Schlosses. Er schaute kurz mit dem Kopf aus dem Geäst hervor und schon wieherten die Pferde. Die Fee kam und beruhigte sie. Auch als der Prinz sich das zweitemal zeigte, wieherten die Pferde wieder, und die Fee kam, um sie zu beruhigen. Als die Pferde aber zum dritten Male wieherten, wurde die Fee ärgerlich und drohte sie zu schlagen. Da wagte sich der Prinz ganz aus seinem Versteck, denn die Pferde waren jetzt still. Er ging in das Schloß und sah in einem großen Saal die schöne Fee. »Was führt dich zu mir?« fragte die Fee. »Danken möchte ich dir für deine Hilfe, denn ich habe erfahren, daß du es warst, die mir so sehr geholfen hat. Kann ich dir vielleicht auch helfen?« Da sagte die Fee: »Ich muß hier den ganzen Tag alleine im Schlosse bleiben und darf es nur verlassen, wenn die Riesen es mir erlauben. Sie werden bald zurückkehren, und wenn sie dich hier antreffen, werden sie dich töten und fressen. Drum laß uns schnell fliehen. Du nimmst den Schimmel und reitest voraus, und ich nehme den Rappen. Aber merke dir gut: was auch immer geschehen mag, blicke nie zurück, sonst ist es um dich geschehen.« Der junge

Prinz versprach, sich nie umzuwenden, und sie ritten los.

Sie waren nicht lange auf den Zauberpferden durch die Luft geritten, da hörten sie das mächtige Brausen der heimkehrenden Riesen, und der Prinz hörte die Fee mit den Riesen kämpfen. Aber er schaute nicht zurück. Da kam ihm ein großer und häßlicher Riese entgegen, der spottete und rief: »Sieh da, den tapferen jungen Prinzen! Er reitet vorweg und läßt die arme Fee die Kämpfe allein ausfechten. Schau nur mal zurück, ob du ihr nicht helfen kannst in dem Kampf!« Da drehte sich der junge Prinz um — und im selben Augenblick schlug ihm der Riese einen Stein auf den Kopf, daß der Prinz vom Pferde fiel und auf die Erde stürzte und in tausend Stücke zersprang. Als die Fee das sah, ließ auch sie sich vom Pferde fallen und stürzte ebenfalls zur Erde hinunter und erlitt denselben Tod.

Die junge Frau des Prinzen erfuhr von dem schrecklichen Geschick ihres Mannes. Sie eilte zur Todestelle, und vor lauter Gram und Kummer schlug sie ihren Kopf gegen einen Felsen, bis er in viele Stücke zerbrach.

DAS MÄRCHEN VOM KÖNIG KINDERLOS

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König ... doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gut, hört zu! Es war einmal ein König, der hatte ein großes Land und viele Reichtümer und er lebte in Frieden mit seinen Nachbarn. Trotzdem war er nicht glücklich, denn er hatte keine Kinder. Eines Tages trat ein »malang«, ein Bettelmönch, vor ihn und sagte: »Ich weiß, du bist unglücklich, weil du keine Kinder hast. Aber habe Geduld und glaube mir, du sollst Kinder be-

kommen. Nur eines noch . . . *ein* Sohn gehört mir. Ich werde eines Tages kommen und ihn abholen.« »Gut«, sagte der König, der dem malang nicht so recht Glauben schenkte.

Nach einem Jahr gebar seine Frau ihm Zwillinge, zwei Söhne. Der König war sehr glücklich und mit ihm das ganze Land. Die Söhne wuchsen heran und waren schön und klug. Da trat eines Tages der Bettelmönch wieder vor den König: »Ich komme, mir den versprochenen Lohn abzuholen«, sagte der malang. Der König erkannte den Bettelmönch nicht wieder und fragte: »Welchen Lohn?« »Ist denn dein Gedächtnis so kurz, oh König? Erinnerst du dich nicht mehr an mich? Einen Sohn will ich abholen.« Jetzt erinnerte sich der König wieder und wurde ganz bleich. »Bitte, laßt mir meine Söhne. Ihr könnt alles haben . . . Gold, Geld, Silber, schöne Frauen und edle Pferde. Aber laßt mir bitte meine Söhne«. »Nein«, beharrte der Bettelmönch, »ich möchte deinen Reichtum nicht, ich will einen Sohn. Welchen wollt Ihr mir geben?« »Wenn ich das Schicksal nicht abwenden kann, dann nehmt einen Sohn, ich liebe sie beide gleich.« Und der König weinte.

Der Bettelmann nahm einen Sohn und ließ ihn hinter sich herlaufen. Und sie gingen und gingen und gingen. Nun sollt ihr aber wissen, daß dies gar kein Bettelmönch, sondern in Wirklichkeit ein böser Riese war. Wie nun der Prinz hinter dem Bettelmönch herlief, sah er auf der Straße einen Kopf liegen. Er stieß mit dem Fuß dagegen, und da rollte der Kopf ein Stück mit und sprach: »Bitte, stoß mich nicht so mit dem Fuß, das schmerzt mich!« »Oh«, sagte der Prinz überrascht, »entschuldige bitte, ich habe nicht gewußt, daß du noch lebst. Ich will es nicht wieder tun.« »Schon gut«, antwortete der Kopf, »hör jetzt gut zu, was ich dir sage. Der

Bettelmönch, mit dem du gehst, ist gar kein Bettelmönch, sondern ein böser Riese, der dich fressen will.« Der Königsohn bekam große Angst. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte der Kopf, »tu nur, was ich dich jetzt heiße. Der Riese wird mit dir in ein schönes Haus gehen, dann in einen großen Raum, in dem eine riesige Pfanne auf dem Feuer steht. Heißes Fett ist darin. Nun wird der Riese dich heißen, um die große Pfanne zu rennen. In einem günstigen Augenblick wird er dich dann hineinstoßen. Du aber sage, du verstehst das nicht. Er solle es dir erstmal vormachen. Der Riese wird herumlaufen, und dann mußt *du* ihn schnell in das heiße Fett stoßen, damit er darin umkommt. Aber jetzt lauf schnell hinter dem Riesen her, damit er nicht merkt, daß ich mit dir gesprochen habe.« »Vielen Dank und Allah sei mit dir!« sagte der Prinz und lief schnell hinter dem Riesen her, der schon ein gutes Stück vor ihm war¹.

Als er ihn eben erreicht hatte, drehte sich der Riese nach ihm um. »Was schnaufst du plötzlich so wild?« fragte er. »Oh, Ihr habt so lange Beine und macht so große Schritte, daß ich nur schwer folgen kann.« »Es ist nicht mehr so weit, wir sind bald am Ziel . . . und dann brauchst du nicht mehr zu laufen«, antwortete der Bettelmönch.

Sie langten bald an einem prächtigen Hause an, das mehr einem Palast glich. Sie kamen in einen großen Raum, und darin stand eine große Pfanne mit heißem Fett auf dem Feuer. Nun befahl der Riese, was der Kopf schon vorausgesagt hatte. »Geh doch einige Male um die Pfanne herum! Was stehst du da und schaust so dumm drein!« »Ich verstehe nicht, was Ihr meint«, sagte der Prinz, »macht es mir doch einmal vor, damit ich es nachmachen kann.« »Du bist aber ein dummer Königsohn! So einem bin ich noch nie begegnet!« Der Riese begann,

um die Pfanne zu laufen. Als er an dem Prinzen vorbeikam, stieß der ihn mit aller Kraft ins heiße Fett. »Gnade, Gnade!« schrie der Riese, »ich verbrenne ja, laß mich raus! Ich will dich wieder zu deinem Vater zurückbringen!« Aber der Knabe lachte nur. »Stirb schön. Stirb schön!«, und er ging hinaus und ließ den Riesen schreiend zurück.

Der Prinz ging zuerst in den Pferdestall, in dem standen wunderschöne Tiere. Dann öffnete er ein Zimmer, das war über und über mit Gold und Silber gefüllt. Die Schätze blendeten den Knaben so, daß er schnell wieder die Türe schloß. Im Zimmer, das er nun öffnete, hingen an den Wänden reich bestickte Gewänder, und das dritte Zimmer war angefüllt mit allerlei kostbaren Edelsteinen. Im vierten Zimmer aber saßen viele Menschen, von denen der Knabe nicht wußte, ob sie überhaupt noch lebten, so ruhig saßen sie da. Aber da sprach ihn einer der Männer an: »Was suchst du hier, Unglückseliger? Geh schnell von diesem bösen Ort, denn der Riese wird kommen und dich braten und fressen.« »Keine Angst«, lachte der Prinz, »der Riese brät gerade selbst im heißen Fett. Ich habe ihn hineingestoßen. Aber was macht ihr denn hier? Kann ich euch helfen?« »Wenn es wahr ist, daß der Riese nicht mehr lebt, dann ist für uns das Leben wiedergekommen. Der Riese hat uns mit diesem gelben Stab da berührt und verzaubert, daß wir uns nicht mehr bewegen können. Wenn du uns nun mit diesem grünen Stab dort berührst, wird der Bann gelöst, und wir werden wieder frei sein.«

Der Prinz berührte alle Männer mit dem Stab — sie standen auf, lachten und fielen dem Prinzen um den Hals und küßten ihn. »Wir wollen jetzt als Dank dafür, daß du uns erlöst hast, mit dir ziehen«, sagten die Männer. Sie beluden die Pferde mit Gold, den kostbaren Kleidern

und mit Edelsteinen und ritten schnell von dieser unheilvollen Stätte. Sie zogen lange durch die Welt und sahen viele Reiche und Städte.²

Eines Tages schlugten sie ihre Zelte vor einer Stadt auf, und der Prinz sagte zu seinen Freunden: »Ich will in die Stadt gehen und mich umschauen und erfahren, wer hier regiert. Ihr bleibt solange hier und wartet, bis ich wieder komme.«

Er hatte sich einfach gekleidet und bewarb sich so als Lehrling bei einem Kaufmann in der Stadt. Zur selben Zeit, als der Prinz in die Stadt ging, trat ein Minister vor den König. Er hatte drei Wassermelonen³ bei sich und legte sie vor den König hin. »Diese hier«, begann er, »ist klein und unreif. Die zweite ist größer und wird bald reif sein. Die dritte Wassermelone aber ist vollreif und wird, liegt sie noch einige Tage, verfaulen.« »Was soll das?« sagte der König ärgerlich. »Das weiß doch jeder. Ihr habt viele Töchter, Herr, versteht Ihr?« Der König verstand. Er ließ einen Befehl ergehen, daß jeder Mann in der Stadt nach dem Gebet zum Schloß kommen sollte. Auch der Kaufmann, bei dem der Prinz arbeitete, machte sich auf den Weg zum Schloß mit all den vielen anderen Männern. Der Prinz aber sollte das Geschäft solange weiterführen. Der König erschien auf dem Dach seine Schlosses. »Sind auch wirklich alle, alle Männer aus der Stadt versammelt?« fragte er. Da ging ein Raunen durch die Menge, und einige Männer gingen in die Stadt zufück. So auch unser Kaufmann. Er kam mit dem Prinzen zurück, nachdem er seinen Dukan⁴ geschlossen hatte. Als wirklich kein Mann aus der Stadt mehr fehlte, erschienen all die Töchter des Königs auf dem Dach des Schlosses. Sie hielten Rosen in den Händen. Die Älteste warf ihre Rose auf den reichsten Mann der Stadt, der

ganz vorne stand. Die Zweite warf ihre Rose auf den schönsten Jüngling. So hatte jede im Stillen sich schon ihren Mann auserkoren. Nur die Jüngste nicht. Sie warf ihre Rose achtlos in die Menge, und der Kaufmannsgehilfe fing sie auf. Die Schwestern lachten über diesen unbesonnenen Wurf. Da gab der König seiner jüngsten Tochter noch einmal eine Rose. Sie durfte es nochmals versuchen. Aber auch diesmal fing der Kaufmannsgehilfe die Blume auf. »Noch einmal darfst du dein Glück versuchen«, sagte der König, »drum wähle gut.« Aber auch das dritte Mal fing der Gehilfe die Rose auf. »Das ist Allahs Wille«, sagte die kleine Prinzessin, als ihre Schwestern lachten.

Alle erwählten Männer kamen nun ins Schloß und wurden vom König und seinen Ministern als Schwiegersöhne empfangen. Nur der Verlobte der jüngsten Prinzessin fehlte noch, und der König hoffte im Stillen, er würde nie kommen. Da ritt ein kostbar gekleideter schöner Jüngling auf einer weißen Stute auf das Schloß zu. Er wurde sogleich vor den König gebracht. Der Jüngling hielt drei Rosen in der Hand und bat um die jüngste Tochter. Der König und seine Minister waren ganz erstaunt. Da erzählte der schöne Jüngling, daß er in Wahrheit ein Prinz wäre. Da stand der alte König gleich auf und wollte ihm seine Krone aufsetzen. »Nein, nein«, wehrte der Prinz ab, »ich will mit meiner jungen Frau zurück in mein Reich, denn mein alter Vater wartet auf mich.« Die Hochzeit wurde vierzig Tage und vierzig Nächte gefeiert. Dann machte sich der Prinz mit seiner Frau und seinen Freunden auf den Weg in seine Heimat.

Aber lassen wir den Prinzen noch feiern und hören wir, was sich in seiner Heimat zugetragen hat. Als der Prinz mit dem Riesen fortgegangen war, waren das Schloß,

die Stadt und das ganze Land in großer Trauer. Da machte sich der zweite Sohn auf, seinen Bruder zu suchen. Und er suchte und suchte und suchte und konnte seinen Bruder nicht finden. Er wollte aber nicht eher nach Hause zurückkehren, bis er nicht wenigstens eine Spur von ihm gefunden hätte. Der König wartete vergeblich auf die Rückkehr seines zweiten Sohnes. Er wurde so traurig, daß er nicht mehr weiterregieren konnte und einen Freund zum König krönte. Er selbst zog sich als Einsiedler zurück.

Hören wir nun, wie es dem ältesten Prinzen weiterer ging. Er zog mit einer reich beladenen Karawane in seine Heimat. Da begegnete ihm ein armer Mann, dessen Schuhe waren durchgelaufen und dessen Kleidung war ganz zerfetzt. »Haltet an und gebt dem armen Menschen neue Kleidung!« rief der Prinz, »mir scheint, er hat auch schon bessere Tage gesehen.« Der Karawanenzug hielt an, einige Diener stiegen ab und gaben dem Fremden Kleidung und einen Beutel mit Brot und Früchten. Als der Mann aber auf den Prinzen zukam, um ihm zu danken, da glaubte der Prinz in einen Spiegel zu schauen und sein eigenes Gesicht zu sehen! »Mein Bruder! Mein Bruder!« rief er. Sie umarmten und küßten sich lange und dankten Allah für seine Güte.

Die Reise verging den Brüdern schnell, soviel hatten sie sich zu erzählen. Nicht weit von ihrer Heimatstadt sahen sie einen Greis am Wegrand hocken. Trotz der langen weißen Haare und trotz seines langen Bartes, konnten sie sein Gesicht erkennen, das eine vornehme Herkunft verriet. Die Brüder stiegen ab und näherten sich ehrfurchtsvoll dem Alten. »Weißbart«, sagten sie, nachdem sie ihn begrüßt hatten, »wir geben dir hier etwas zum Essen und auch einen warmen Pelz für die kühlen Nächte.« »Habt Dank für eure Güte«, antwortete der Alte,

»aber ich bedarf solcher Dinge nicht mehr. Ich habe Freude gehabt, Macht und Reichtum in dieser Welt, aber noch viel mehr Kummer und Trauer. Denn den größten Reichtum, meine beiden Söhne, hat mir das Schicksal geraubt. Nun habe ich meine Krone und meine Macht einem Fremden gegeben und hoffe, daß der Tod mich mit meinen Söhnen vereinen wird.« »Vater! Vater!« riefen die Brüder, »du brauchst nicht auf den Tod zu warten, du kannst uns jetzt im Leben wieder haben. Sie umarmten sich und weinten lange. Da wurden die beinahe erblindeten Augen des Königs wieder sehend, und die alte Kraft kehrte in den Greis zurück. Gemeinsam zogen sie in das Schloß, und den Freund baten sie, ihrem Vater die Krone doch wiederzugeben.

Sie alle lebten noch viele Jahre glücklich und zufrieden ... und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er unseres auch gütig lenken.

DER JUNGE MIT DEM SCHAFSMAGEN AUF DEM KOPF

Gut, hört zu! Es war einmal — oder nicht! Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah. Ge- wißlich. Gut. Es war einmal ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn. Seine Frau war gestorben, und so nahm er sich eine andere. Die aber mochte ihren Stiefsohn nicht... sie strafte, schlug und störte ihn beim Spielen und Arbeiten, wann immer sie konnte. Dem König erzählte sie, was für einen schlechten Jungen er hätte — bis auch der Vater seinen Sohn nicht mehr liebte,

Eines Tages saß der Prinz weinend im Pferdestall, seine Stiefmutter hatte ihn wieder einmal ohne Grund geschlagen. Da wandte die schönste Stute ihren Kopf dem Prinzen zu und sagte: »Was bist du so traurig... geh fort von hier, sonst wird dich deine Stiefmutter eines Tages noch totschlagen.« »Aber wie soll ich fortkommen und wohin?« fragte der Knabe. »Bitte deinen Vater so lange, bis er dir erlaubt, auf mir zu reiten. Dann reite mit mir einige Male um den Palast und drehe dann mein linkes Ohr«, sagte die Stute. Da ging der Junge zu seinem Vater und bat, daß er ihn doch einmal auf der roten Stute reiten lasse. »Nein«, antwortete der König, »das ist mein bestes Pferd, auf dem reite nur ich... nicht so ein schlechter Sohn wie du einer bist.« Aber der Prinz ließ sich nicht abweisen und bat seinen Vater aufs neue, daß er doch einmal auf der roten Stute reiten dürfte. Endlich gab der König dem Drängen seines Sohnes nach. »Aber reite mir nicht zu weit und nicht zu lang!« ermahnte er seinen Sohn und stieg auf das Dach seines Palastes, um den Prinzen zu beobachten. Der Knabe führte die Stute behutsam aus dem Stall, saß geschwind auf und ritt sicher und ruhig einige Runden um den Palast. Da fühlte der König zum ersten Mal väterlichen Stolz. Und da sah er, wie der Junge das linke Ohr der Stute in seine Hand nahm, es leicht drehte... und schon erhob sich das Pferd in die Lüfte, und bald hatte der König die beiden aus seinen Augen verloren. Rasch lief er in das Gemach seiner Frau und rief: »Du hast meinen Sohn nicht geliebt, du hast auch meine väterliche Liebe zerstört. Nun ist er für immer aus unserem Leben entflohen.«

Das Pferd flog und flog und flog mit dem Prinzen auf seinem Rücken. Es flog länger als bis ich dieses Märchen zu Ende erzählt habe... länger als bis eine vertrocknete

Rosine im Wasser dick gequollen ist... länger als bis ein Tuch vom Stoffballen gerollt ist. Endlich setzte es in einer dem Jungen unbekannten Landschaft wieder auf. Der Knabe sah etwas blitzen und funkeln, und als er näher hinging, da erkannte er ein kostbares Zelt — ganz mit Brillanten und Lapislazuli übersät. Innen war es mit kostbaren Teppichen und Kissen ausgestattet, und es stand auch schon ein Tablett mit den erlesensten Speisen bereit. Das Pferd sagte: »Ich muß jetzt gehen. Hier nimm das Büschel Haare, und wenn du Hilfe brauchst, dann entzünde eins davon.« Kaum hatte der Prinz gedankt, da war die Stute schon verschwunden.

Der Prinz aß und ruhte sich auf den weichen Kissen aus. Da hörte er von ferne plötzlich ein schreckliches Gebrüll. Und als er aus seinem funkeln den Zelte trat, sah er einen Riesen, der unter lautem Wehgeschrei seinen Fuß hochhielt. Der Junge ging hin und fragte den Riesen, warum er denn so schreie. »So schau doch«, sagte der Riese, »ich habe mir einen Baum in dem Fuß getreten und kann ihn mir nicht selbst herausziehen. Aber du geh weg von hier. Bald kommen die anderen Riesen, und die fressen dich auf.« »Ich kann dir helfen«, antwortete der Prinz; er entzündete ein Pferdehaar, und schon stand die Stute da. »Hilf mir doch, den Baum aus des Riesen Fuß zu ziehen«, sagte der Junge. »Gut«, antwortete das Pferd, »der Riese soll seinen Fuß hier übed den tiefen Graben halten, du sitzt auf meinen Sattel unr hältst die Wurzeln des Baumes fest, und ich gehe langsam vorwärts. So werden wir den Splitter schon herausbringen.« Und wirklich, sie schafften es. Doch der Riese jammerte so sehr dabei, daß gleich all die anderen Riesenbrüder angerannt kamen und riefen: »Wir riechen, riechen Menschenfleisch!« Den Prinzen aber, der im Graben saß, den sahen sie nicht. »Nein, meine Brüder«, rief

der Riese, »diesen Menschen dürft ihr nicht fressen, denn er ist ein guter Mensch. Und er erzählte ihnen die Geschichte, und den Riesen liefen vor lauter Rührung und Mitleid die Tränen in die langen weißen Bärte hinein. »Als Dank werden wir einen Riesen zum Schutz für den Knaben vor dem Zelte lassen«, beschlossen sie.

Als nun der Prinz am nächsten Morgen spazieren ging, kam er in die Nähe eines Waldes. Daraus hörte er aufgeregtes Vogelgezeter, und dem folgte er. Und er sah eine große Schlange, die sich an einen Baumstamm hinaufwand, und oben war ein Taubennest mit vielen kleinen jungen Tauben. »Oh hilf mir! Oh hilf mir!« rief die Vogelmutter, »die Schlange will mir alle meine Kinder fressen.« Da zog der Prinz sein großes scharfes Messer und schlug die Schlange flink in viele Stücke. Wie jubelte da die Taube, und zum Dank schenkte sie ihm drei junge Vögel. »Sie sollen über dir fliegen und Schatten spenden auf allen deinen Wegen«, sagte die Taube. Der Junge bedankte sich und schritt weiter in die Steppe hinaus.

Da sah er einen Jäger, der auf eine Löwenmutter zielte, die sich schützend vor ihre Jungen gestellt hatte. Der Knabe ging zu ihm hin und bat den Jäger, doch nicht auf die Löwin zu schießen. Der aber lachte nur und wollte nicht auf ihn hören. Da griff der Junge in die Tasche und zog eine Handvoll Edelsteine heraus, die er von seinem Zelte mitgenommen hatte, und gab sie dem Jäger. Daraufhin zog sich der Mann mit dem Gewehr zurück und murmelte einen kaum hörbaren Dank. Die Löwin kam auf den Knaben zu und schenkte ihm das stärkste ihrer Kinder. »Er soll dich beschützen auf allen deinen Wegen«, sagte sie, und der Knabe bedankte sich und zog mit seinen Tieren zum Zelt zurück, vor dem der Riese wachte.

Nach einigen Tagen aber kannte der Prinz die Umgebung, und es wurde ihm langweilig. Da entzündete er eines der Pferdehaare, die rote Stute erschien, und der Prinz bat sie, ihn an einen anderen Ort zu bringen. Er stieg auf, und das Pferd flog und flog und flog. . . länger als bis eine vertrocknete Rosine im Wasser gequollen ist, länger als bis ein Tuch vom Stoffballen gerollt ist, länger als bis ich dies Märchen zu Ende erzählt habe. Wieder setzte die Stute den Knaben an einem kostbaren Zelt nieder und verschwand. Nachdem der Prinz sich an den erlesenen Speisen gestärkt und auf den weichen Kissen von dem langen Ritt ausgeruht hatte, stieg er auf einen Hügel vor dem Zelt. . . da lag vor ihm eine prächtige Stadt mit vielen Moscheen und Minaretten. Aber alles überragte ein mächtiges Schloß, aus dessen oberstem Turmfenster ein hübsches Mädchengesicht herausguckte. Da entschloß sich der Junge, in die Stadt zu gehen. Er ließ sein Zelt und seine Tiere in der Obhut des Riesen und ging los.

Gerade vor dem Abendgebet, ehe sich die Tore der Stadt schließen, schlüpfte er durch das Stadttor hinein und fand sich in einer belebten Straße mit vielen Dukanen und Werkstätten wieder. Er kam in eine Nebengasse und verdingte sich da als Gehilfe bei einem Mann, der die Abfälle der Schlächter sammelte und aus diesen Gedärmen, Mägen und Hirnen eine Suppe kochte, die er dann verkaufte. Der Junge stülpte sich einen Schafsmagen auf sein Haar¹ und machte sich an die Arbeit. Er mußte Knochen abschälen, Mägen säubern, und in den großen heißen Kesseln mußte er die Brühe röhren.

Eines Tages, als er eben eine kleine Pause machte und sich vor der Ladentür in der Sonne wärmte, hörte er die Ausrüfer des Königs. Sie verkündeten, daß alle Männer

sich nach dem Mittagsgebet um das Schloß versammeln sollten, denn es würden die Gemahle für die Prinzessinnen gewählt. Der schmutzige Gehilfe verstand das nicht recht, erbat sich aber Urlaub vom Meister und ging in der großen Männer­schar, die sich zum Palast hinschob, mit. Da hörte er aus den Gesprächen der anderen heraus, daß die sieben Prinzessinnen auf dem Dach des Palastes stehen und ihrem Auserwählten einen Apfel zuwerfen würden. Derjenige, der den Apfel finge, der sei der Gemahl der Prinzessin. Der schmutzige Gehilfe mit dem Schafsmagen auf dem Kopf mußte ganz hinten stehen, denn die Edlen hatten sich alle nach vorne gedrängt. Die Prinzessinen aber wußten ganz genau, wer reich und schön war, und denen warfen sie ihre Äpfel zu. Nur die jüngste Prinzessin hatte sich nicht darum gekümmert. . . sie wußte auch nicht recht, worum es ging und so warf sie ihren Apfel sorglos und ohne Ziel in die Menge. Und siehe — unser Gehilfe fing ihn auf! Da war das Gelächter der Schwestern und der Umstehenden groß, und der König gab seiner Jüngsten noch einmal einen Apfel und den Rat, daß sie diesmal klüger werfen sollte. Aber wieder fing ihn der schmutzige Gehilfe auf. Noch einen dritten Apfel reichte der König der Prinzessin, den sollte sie doch gezielt werfen. Der Spott war unbeschreiblich, als auch diesmal der Gehilfe den Apfel fing. Nun wurden die zukünftigen Gemahle in den Palast gebeten, unter ihnen auch der Gehilfe, der ganz hinten stehen mußte, weil er so schmutzig war und so sehr stank. Die Schwestern und der Hofstaat lachten und spotteten über die kleine Prinzessin, die jetzt erst verstand, was sie angerichtet hatte. Die Schwestern und ihre Verlobten bekamen prachtvolle Häuser geschenkt, in denen sie leben durften — die Jüngste aber mußte mit ihrem schmutzigen Mann in den Kuhstall ziehen.

Da hockte sie nun weinend auf dem Stroh, und der Gehilfe suchte sie zu trösten. »Vertraue Allah«, sagte der Gehilfe zu der kleinen Prinzessin, »und alles wird sich zum Guten wenden.«

Nun wurden eines Tages alle Verlobten der Königstöchter vom Herrscher zur Vogeljagd eingeladen. Und aus dem Erbeuteten sollte nachher jeder ein gutes Mahl bereiten. Auch der Verlobte der Jüngsten machte sich auf den Weg. »Aber du hast ja gar kein Gewehr«, sagte die Prinzessin, »wie willst du denn auf die Jagd gehen?« »Vertrau auf Allah«, antwortete der Gehilfe und ging. Er lief aus der Stadt hinaus, damit ihn keiner mehr beobachten konnte, und entzündete ein Pferdehaar. Die Stute erschien und versprach dem Jüngling, ihm zu helfen. Auf dem Weg zum Walde, in dem die Jagd stattfinden sollte, stellte die Stute ein großes schönes Zelt auf. Darin versammelte sie alle Vögel der Welt. Nun gab sie dem Prinzen schöne Kleider, einen Stempel und ein Messer und hieß ihn, allen Vögeln die Köpfe abzuschneiden. »Wenn die Männer nach erfolgloser Jagd zurückkehren, dann gib ihnen nur die Vogelleiber, nicht aber die Köpfe... und stempel jeden Prinzen ab«, sagte das Pferd und verschwand. Die Jäger konnten nun keinen einzigen Vogel finden und kehrten betrübt zurück. Was wird nun der König sagen! Wie werden die Prinzessinnen sie verspotten! Da sahen sie den Vogelverkäufer am Wegrand stehen. »Bitte, verkauf uns alle deine Vögel... wir geben dir alles dafür!« flehten sie. »Ich will kein Geld«, antwortete der Verkäufer, »ich gebe euch die Vogelleiber nur, wenn ihr euch am Bein abstempeln laßt.« Die Edlen schämten sich zuerst und zauderten, da lachte jedoch einer und sagte: »Was bleibt uns denn anderes übrig? Wir brauchen die Vögel, und außerdem ist ein Spaß und wir sparen Geld.« Da fanden es auch

die anderen lustig, zogen ihre Hosenbeine hoch und ließen sich auf den Schenkeln abstampeln wie Schafe auf dem Rücken. Dafür erhielten sie dann die Vogelleiber. Sie zogen zum Schloß, um aus den Vögeln ein Mahl zu bereiten.

Auch der Gehilfe zog rasch seine alten Lumpen wieder an und lief schnell mit den Vogelköpfen nach Hause. Daraus kochte er ein feines Essen. Der König ging indessen von Tafel zu Tafel und kostete hier und kostete dort, aber alles schmeckte fade und lau, und er wurde sehr ärgerlich. Da kam die jüngste Prinzessin herein und brachte auf einem Tablett das Mahl, das ihr Verlobter zubereitet hatte. Der König versuchte auch davon, und es schmeckte ihm vorzüglich. Er langte tüchtig zu, bis er auf einem Gericht einen Kuhladen entdeckte. Entsetzt rief er aus: »Was soll denn das hier sein? Pfui!« »Ja«, antwortete die Tochter, »wenn wir bei Kühen kochen und leben müssen, kann so etwas leicht hineingeraten.« Da gab ihnen der König ein besseres Haus, in dem sie fortan leben durften.

Die Hochzeit der sechs Schwestern wurde sieben Tage lang mit großem Prunk gefeiert. Nur die Ehe der Jüngsten wurde kurz und ohne Feier von einem Mullah geschlossen. Trotzdem war die Prinzessin glücklich, denn sie liebte den schmutzigen Gehilfen sehr, und der freute sich an der Schönheit seiner Frau. Doch eines Tages sagte er: »Ich muß jetzt fort und weiß nicht, wann ich wiederkomme. Warte du auf mich.«

Bald darauf zog ein prachtvoll gekleideter Jüngling auf einer roten Stute ins Schloß ein. Alle Diener verbeugten sich tief vor ihm, und er wurde gleich vor den König geführt. Der war ganz geblendet von der Pracht und der Schönheit des Jünglings, und er erwies ihm seine Ehrerbietung. »Was, oh edler Sohn, führt dich zu mir?«

fragte der König. »Meine sechs Sklaven sind bei Euch, oh Herr. Ich möchte sie gerne wiederhaben.« »Ich habe keine neuen Sklaven eingestellt«, antwortete der König, »ich habe nur sechs Schwiegersöhne bekommen, und die stammen alle aus edlem Haus.« »Dann laßt sie herbeiführen!« befahl der Jüngling. Erstaunt wurden die Prinzen hereingeführt. Da hieß der Prinz sie, ihre Hosenbeine hochzuziehen und zeigte dem König die Stempel auf ihren Schenkeln. »Das ist mein Stempel«, sagte er, »also gehören die Männer mir.« Der König und alle Anwesenden waren zuerst sehr verwirrt, dann aber faßte sich der Herrscher und sagte: »Wenn du, oh Sohn, so groß und mächtig bist, daß selbst diese edlen Männer deine Sklaven sind, dann übergebe ich dir mein Szepter und meine Krone. Zur Frau aber sollst du meine jüngste Tochter bekommen. Laßt sie hereinführen!« Der König war ja froh, auf diese Weise seiner jüngsten Tochter doch noch einen guten Gemahl zu verschaffen, denn er war nie glücklich über diesen schmutzigen Gehilfen gewesen. Die Prinzessin wurde hereingeführt und erkannte alsbald in dem prächtigen Jüngling ihren geliebten Mann. Sie behielten dieses Geheimnis aber bei sich und wurden noch einmal getraut, diesmal in Prunk und Ehren — und die Hochzeit wurde sieben Tage lang gefeiert.

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er auch unseres gütig wenden.

VIERZIG METER HAAR

Es war einmal eine alte Witwe. Die hatte einen Sohn, den sie schlecht und recht aufzog. Als er aus dem Kindesalter heraus war, schickte sie ihn fort, damit er sich

eine Arbeit suchen sollte. »Gern«, sagte der Junge, »ich werde zu einem Händler gehen und dort arbeiten. Da werde ich bald viele schöne Dinge heimbringen.« Die Alte gab ihm noch einige ersparte Geldstücke mit, und der Sohn machte sich auf den Weg in die Stadt. Dort sah er viele Menschen dichtgedrängt zusammenstehen. Er ging näher hin, um zu sehen, was los sei. Da sah der Junge, wie einige Männer auf einen Hund einschlugen und ihn steinigten. »Warum steinigt ihr das Tier?« fragte der Junge. »Es schuldet uns zwanzig Rupa¹ und kann sie nicht zurückzahlen.« »Hier habt ihr das Geld und laßt den Hund in Ruhe«, sagte der Junge und gab den Männern alle seine Ersparnisse. Die Männer lachten, nahmen das Geld und ließen den Hund laufen.

Der Junge ging den weiten Weg wieder nach Hause zurück. Er klopfte an, und die Mutter öffnete ihm und war erstaunt, ihn schon wiederzusehen. »Du hast ja gar nichts mitgebracht!« sagte die Mutter. »Ich bin mitten in einem guten Geschäft, Mutter«, sagte der Junge, »nur hat das Geld nicht ganz gereicht. Bitte gib mir doch noch einmal zwanzig Rupa. Du wirst staunen, was ich dir dann für schöne Dinge aus der Stadt mitbringe.« Die Mutter gab ihm noch einmal von ihren Ersparnissen, und der Sohn machte sich am nächsten Tage wieder auf den weiten Weg in die Stadt. Dort sah er wieder viele Menschen dichtgedrängt zusammenstehen. Er ging näher hin, um zu sehen, was los sei. Da sah der Junge, wie einige Männer auf eine Katze einschlugen und sie steinigten. »Warum steinigt ihr das Tier?« fragte der Junge. »Es schuldet uns zwanzig Rupa und kann sie nicht zurückzahlen.« »Hier habt ihr das Geld und laßt die Katze in Ruhe!« sagte der Junge und gab die Ersparnisse den Männern hin. Die Männer lachten, nahmen das Geld und ließen die Katze laufen.

Der Junge ging den weiten Weg wieder nach Hause zurück. Er klopfte, und die Mutter öffnete ihm und war erstaunt, ihn schon wiederzusehen. »Du hast ja gar nichts mitgebracht!« sagte die Mutter. »Ich bin mitten in einem guten Geschäft, Mutter«, sagte der Junge, »nur hat das Geld nicht ganz gereicht. Bitte, gib mir nochmal zwanzig Rupa. Du wirst staunen, was ich dir für schöne Dinge aus der Stadt mitbringen werde.« Die Mutter gab dem Sohn noch einmal von ihren Ersparnissen, und der Sohn machte sich am nächsten Tage wieder auf den weiten Weg in die Stadt. Dort sah er viele Menschen dichtgedrängt beisammenstehen. Er ging näher hin, um zu sehen, was los sei. Da sah der Junge, wie einige Männer auf eine Maus einschlugen und sie steinigten. »Warum steinigt ihr das Tier?« fragte der Junge. »Es schuldet uns zwanzig Rupa und kann sie nicht zurückzahlen.« »Hier habt ihr das Geld und laßt die Maus in Ruhe«, sagte der Junge und gab alle seine Ersparnisse den Männern. Die Männer lachten, nahmen das Geld und ließen die Maus laufen.

Der Junge ging den weiten Weg wieder nach Hause zurück. Er klopfte an, und die Mutter öffnete ihm und war erstaunt, ihn schon wiederzusehen. »Du hast mir ja gar nichts mitgebracht!« sagte die Mutter. »Ich bin mitten in einem guten Geschäft, Mutter«, sagte der Junge, »nur hat das Geld nicht ganz gereicht. Bitte gib mir noch einmal zwanzig Rupa.« Doch diesmal wollte ihm die Mutter nichts mehr geben. »Immer willst du Geld von mir und bringst mir nie etwas nach Hause. Ich habe nur noch zwanzig Rupa, und die möchte ich selbst behalten.« »Aber Mutter«, sagte der Junge, »der Handel ist doch schon abgeschlossen. Ich muß nur noch die Träger bezahlen, die all die schönen Dinge hierherbringen sollen.« Da gab die Mutter ihrem Sohn auch noch

die letzten Ersparnisse. Der Sohn machte sich am nächsten Tage wieder auf den weiten Weg in die Stadt. Dort sah er wieder viele Menschen dichtgedrängt beisammenstehen. Er ging näher hin, um zu sehen, was los sei. Da sah der Junge, wie einige Männer auf eine Kiste einschlugen. »Warum schlägt ihr denn die Kiste?« fragte der Junge. »Sie schuldet uns zwanzig Rupa und kann sie nicht bezahlen.« »Hier habt ihr die zwanzig Rupa, gebt mir die Kiste dafür.« Die Männer waren mit dem Handel einverstanden, doch sie warnten den Jungen, die Kiste zu öffnen. Sie müßte immer geschlossen bleiben, sagten sie. Der Junge nahm die Kiste auf den Rücken und freute sich, ein so gutes Geschäft gemacht zu haben. Denn wo sonst konnte er eine so feste Kiste für zwanzig Rupa bekommen?

Nachdem er einige Zeit gewandert war, drückte ihn die Kiste doch sehr, und er ruhte sich im Schatten eines Baumes aus. Er betrachtete die feste Kiste und betastete sie. Was wohl darin war? Warum sollte er sie nicht öffnen? Da konnte er seine Neugierde nicht länger bezähmen und öffnete sie. Wie erschrak er aber und konnte sich vor lauter Entsetzen nicht mehr regen! Denn eine große weiße Schlange glitt aus der Kiste und auf den Jungen zu. »Hab keine Angst«, fing die Schlange zu sprechen an, »ich will dir nichts zu Leide tun, denn du hast mich erlöst und gerettet. Nun komm mit in meinen Berg, damit ich dich belohnen kann.« Die Schlange sprach so freundlich, daß der Junge alle Angst verlor und mit der großen weißen Schlange weiterzog. Sie wanderten und wanderten und wanderten. Doch eines Tages konnte der Junge einfach nicht mehr weiterwandern und setzte sich an den Wegrand. Da ließ die Schlange ihn auf sich reiten. Wie schön das war! Sie gelangten an einen großen Berg, und in dessen Mitte

führte ein Gang in eine Höhle hinein. Da wurde es dem Jungen doch etwas Angst vor dem dunklen Eingang. Doch die Schlange tröstete ihn und sagte: »Du brauchst keine Angst zu haben. Meine Eltern wohnen in der Höhle und sie werden dir nichts zu Leide tun. Sie werden dir viel Gold, Silber und Edelsteine anbieten. Doch röhre nichts davon an, nimm nur den Ring des Suleiman,² den meine Eltern in ihrem Schatze hüten.« Nun wagte sich der Junge in die Höhle hinein. Alle Steine in der Höhle waren Edelsteine und glitzerten in allen Farben und erhellt die Höhle mit ihrem Glanz. Da lagen auch die Eltern der weißen Schlange. Sie waren auch weiß, doch viel, viel länger, daß der Junge ihr Schwanzende gar nicht sehen konnte. Die Schlangeneltern waren sehr froh, daß ihr Kind wieder bei ihnen war. Als die kleine Schlange erzählte, wie der Junge sie befreit hatte, da schenkten die Eltern dem Jungen Gold, Silber und viele Edelsteine. Doch der Junge röhre nichts davon an. Da waren die Schlangeneltern sehr erstaunt. »Gebt ihm den Ring des Suleiman!« sagte das Schlangenkind. Aber die Eltern sagten: »Nein, den geben wir nicht her!« »Gut«, antwortete das Schlangenkind, »dann gehe ich eben mit dem Jungen wieder fort.« Und es ging mit dem Jungen wieder zur Höhle hinaus. Da eilte auch schon die Schlangenmutter hinter ihnen her und trug den Ring des Suleiman zwischen ihren Zähnen. Der Junge bedankte sich dafür, denn es war ein wunderkräftiger Ring. Sobald man ihn drehte, wurde ein Wunsch erfüllt! So sehnte der Junge sich jetzt nach Hause — und siehe da! Er stand vor der Hütte seiner alten Mutter. Er trat ein, und die Mutter weinte vor Glück und Freude, daß ihr Junge wieder bei ihr war. Nach einigen Tagen sagte der Sohn zu seiner Mutter: »Ich will mich jetzt nach einer Frau umsehen, ich bin ja

kein Knabe mehr. Ich habe gehört, daß die Prinzessin, die man Vierzig-Meter-Haar nennt, sehr schön sein soll. Geh du doch zum König und bitte um ihre Hand für mich.« Die Alte erschrak, als sie hörte, was der Junge wollte. Sie glaubte, ihr Sohn hätte den Verstand verloren und schwieg. Aber der Jüngling bat sie immer wieder darum. Da machte sich die alte Frau auf den Weg zum Schloß. Aber der König schleuderte wütend einen Apfel auf die Alte, als sie den Wunsch ihres Sohnes vorgebracht hatte. Er befahl seinen Soldaten, die unverschämte Alte sofort umzubringen. Doch der weißhaarige Wazir, der neben dem König saß, beschwichtigte seinen Herrscher: »Warum die Alte töten, Majestät?« sagte er, »gebt ihr doch drei schwierige Aufgaben, die sie sowieso nie erfüllen kann³. Dann habt Ihr sie los, ohne sie gleich töten zu lassen.« Der König stimmte zu. Er ließ die Soldaten mit der alten Frau zurückrufen und befahl dem Wazir, die Fragen zu stellen. Der Wazir sagte: »Hör gut zu, Mütterchen. Der König ist gnädig und will dir noch einmal dein Leben schenken. Willst du aber die Prinzessin zur Frau deines Sohnes haben, so mußt du erst diese drei Aufgaben erfüllen. Du sollst vierzig Kamele, beladen mit Gold, Silber und Edelsteinen, zum Schloß bringen lassen. Dann sollst du einen prächtigen Garten anlegen, in dessen Bächen Milch statt Wasser fließt. Inmitten dieses Gartens soll ein Schloß stehen, um vieles schöner als dieses hier. Um die Aufgaben zu erfüllen, gebe ich dir drei Tage Zeit. Gelingt es dir,« sagte er, »in dieser Zeit, dann darfst du noch einmal mit deiner Bitte vor die Augen des Königs treten. Meisterst du sie nicht, dann laß dich nie wieder vor diesem Throne blicken!« Die Alte murmelte einen Dank und eilte nach Hause. Dort erzählte sie ihrem Sohn, was sie erlebt hatte. »Ich soll vierzig Kamele, beladen mit Gold, Silber

und Edelsteinen, zum Schloß bringen lassen. Dann soll ich einen prächtigen Garten anlegen, in dessen Bächen Milch statt Wasser fließt, und in den Garten soll ich ein Schloß bauen lassen, daß um vieles schöner ist, als das Schloß des Königs. Aber wie soll ich diese Aufgaben erfüllen? Ich habe dir gleich gesagt, daß du den Verstand verloren hast, als du die Prinzessin zur Frau haben wolltest.«

Der Jüngling sagte nichts. Er schwieg zwei Tage lang. Am dritten Tag aber sagte er zu seiner Mutter: »Komm, zieh dein Festtagskleid an, wir wollen zum König und um die schöne Prinzessin freien.« »Bist du von allen Sinnen!« rief die Alte, »willst du, daß wir beide unser Leben verlieren? Ich bin ja schon alt, aber du bist noch jung!« »Sei still und tu, was ich dir gesagt habe!« befahl der Sohn. Die Mutter folgte weinend. Als sich die beiden dem Schlosse näherten, sahen sie von ferne eine große Karawane, die zum Schlosse zog. An der rechten Seite des Weges, wo früher nur Sand und Steine waren, sahen sie hohe Mauern, und hinter den Mauern sahen sie hohe Baumkronen. Sie gingen an den Kamelen vorbei, bis sie zum Leittier kamen. Das nahm der Jüngling am Zügel und führte es in den Schloßhof. Wie staunte der König, hatte er doch nie so schöne und so kräftige Lasttiere gesehen! Er ließ einige Kamele abladen, und wirklich, die Säcke waren mit Gold, Silber und Edelsteinen gefüllt! »Nun komm mit in den Garten«, sagte der Jüngling zum König. Der König folgte ihm. Das Tor öffnete sich von selbst, als sie in den Garten traten. Kühle Luft schlug ihnen entgegen. Große Bäume standen in dem Garten, Blumen blühten, und in den Bächen floß wirklich Milch. Inmitten des Gartens aber stand ein Palast, wie man sich ihn schöner nicht ausdenken kann. Die Wände waren aus weißem Marmor und die Kuppeln waren

mit Gold überzogen. Die Fenster waren kunstvoll geschnitzt und die Räume innen mit schönen Teppichen ausgelegt. Ja, diesem Manne gäbe der König seine Tochter gern zur Frau, denn einen reicherem konnte er nicht finden. »Wie oft versteckt sich Reichtum hinter einer ärmlichen Schale«, dachte der König bei sich. Er konnte ja nicht wissen, daß der Jüngling den Ring des Suleiman besaß. So wurde die Hochzeit vorbereitet und vierzig Tage und vierzig Nächte in dem wunderschönen Palast gefeiert.

Eines Tages saß die Prinzessin am Fenster über dem Milchbach und kämmte ihr vierzig Meter langes schwarzes Haar. Da fiel ihr unbemerkt ein Haar in den Milchfluß, der außerhalb der Mauern ein gewöhnlicher Bach mit klarem Wasser war. Das Haar verfing sich an einem Stock, wickelte sich um ihn herum und wurde mitgetrieben . . . weiter, weiter und immer weiter, durch viele fremde Länder, bis es in einen See kam, in den der Fluß mündete. Darin ließ der König dieses Landes seine Pferde tränken, deren Schönheit, Kraft und Schnelligkeit überall berühmt war. Doch plötzlich wollten die Pferde nicht mehr trinken und wurden bald mager und krank. Der König, der den Zustand der Pferde sah, wurde sehr zornig und ließ die Pferdeknechte verprügeln, denn er glaubte, sie hätten die Pferde nicht zur Tränke geführt. Doch die Knechte sagten, die Pferde tränken nicht mehr aus dem See. Da führte der König seine Pferde selbst. Aber die Pferde tauchten nur ihre Nüstern in das Wasser und tranken nichts. Da ließ der König den Grund des Sees säubern. Aber auch das half nichts. Nun saß eines Tages ein Knecht traurig am Ufer des Sees und dachte über das Rätsel nach. Da kam ein Hölzchen angetrieben, das nahm der Knecht heraus. In diesem Augenblick eilten

alle Pferde, so schnell sie konnten, zum See und soffen gierig das Wasser. Sobald der Knecht aber das Hölzchen wieder ins Wasser tauchte, tranken die Pferde nichts mehr. Da schaute sich der Knecht das Hölzchen näher an und sah, daß ein langes schwarzes Haar darumgewickelt war. Er ging zum König und erzählte ihm von diesem Wunder. Der König kam gleich mit, um sich dieses Wunder auch anzuschauen. Tauchte er das Hölzchen mit dem Haar ins Wasser, tranken die Pferde keinen Tropfen mehr, nahm er es heraus, tranken die Tiere wieder voller Gier.

Nun wollte der König gerne wissen, von welchem Mädchen dieses schöne lange Haar denn stammte. Er ließ deshalb in der ganzen Stadt bekanntgeben, wer das Mädchen mit dem vierzig Meter langen Haar finden und ihm bringen könnte, der bekäme das halbe Königreich zum Lohn. Da meldete sich eine alte Frau und ließ sich erzählen, wie und wo das Haar gefunden wurde. Diese alte Frau war sehr schlau und lief immer dem Flusse nach, denn auf diesem mußte das Haar ja hergetrieben sein. In den Häusern, die dicht am Flusse standen, suchte sie nach einem Mädchen mit vierzig Meter langem Haar.⁴ So kam sie endlich auch an den großen Garten, aus dem der Fluß herausfloß. Sie kloppte an das große Tor, und die Tschel-gaza-mui (was soviel bedeutet wie »Vierzig Meter Haar«) öffnete. Die Alte jammerte und bat in Allahs Namen um etwas Brot und um ein Nachtlager. Die Prinzessin wußte wohl, daß ihr Mann ihr verboten hatte, Fremde in den Palast zu lassen. Aber konnte sie der Alten ihre Bitte abschlagen und sie auf die Straße jagen? So ließ sie die Alte herein und gab ihr zu essen. Und als der Mann von der Jagd zurückkehrte, sah er die fremde Frau in einer Ecke sitzen. »Wer ist dieses alte Weib? Ich habe dir doch verboten, Fremde hereinzu-

lassen«, sagte er zu seiner Frau. Da erzählte Tschel-gaza-mui von der Not der Alten. Der Mann antwortete nichts darauf. Die Alte aber blieb nicht nur eine Nacht, sondern noch viele Tage und Nächte. Sie gehörte schon beinahe mit zur Familie, und die Frauen hatten sie gern, denn sie konnte so schöne Geschichten erzählen. Nur der Mann mochte sie nicht und duldet sie nur seiner jungen Frau zuliebe.

Eines Tages sagte die Alte zu der jungen Frau: »Du bist so schön und auch so schön gekleidet. Nur deine Hände sind ohne Schmuck. Hat dir denn dein Gemahl noch nie einen Ring geschenkt? Wo er doch selbst immer einen so schönen Ring am Finger trägt. Ich finde es nicht ehrenvoll, wenn nur den Mann Ringe trägt und seiner so schönen Frau noch keinen geschenkt hat.« Tschel-gaza-mui war das bis jetzt noch gar nicht aufgefallen, sie kannte ihren Mann immer nur mit diesem Ring am Finger. Aber an diesem Abend, als er von der Jagd nach Hause kam, bat die Prinzessin ihren Mann, ihr doch den Ring zu schenken. »Nein«, antwortete ihr Mann, »diesen Ring nehme ich nicht vom Finger. Aber ich werde dir einen noch schöneren Ring machen lassen.« Aber die junge Frau gab sich damit nicht zufrieden. Jetzt gerade wollte sie diesen Ring haben, den ihr Mann ihr nicht geben wollte. Sie bat ihn und bedrängte ihn solange, bis er eines Tages nachgab und ihr den Ring schenkte. »Aber du mußt mir versprechen, ihn niemals vom Finger zu nehmen.« Tschel-gaza-mui versprach es und war ganz glücklich. Die Alte sah den Ring am Finger der Prinzessin und sagte zu ihr: »Was hast du doch für einen herrlichen Ring! Zeig ihn mir, damit ich ihn näher betrachten kann.« Doch Tschel-gaza-mui nahm ihn nicht vom Finger. So wartete die Alte einen anderen günstigen Augenblick ab. Nach einem langen Spaziergang durch

den großen Garten schlief die Prinzessin eines Tages fest ein, und ihre Mutter war auch nicht da. Da streifte ihr die Alte den Ring vom Finger und wünschte sich mit dem Mädchen im Schloß des Königs zu sein. Sie drehte dabei den Ring, denn sie wußte um seine Zauberkraft. Und als der Gemahl an diesem Abend von der Jagd zurückkehrte, fand er seine Mutter allein. »Deine Frau und die Alte sind plötzlich verschwunden«, sagte sie und weinte, »niemand hat sie gesehen. Ich habe schon überall suchen lassen, doch wir haben sie nicht gefunden.« »Ich wußte doch, daß die Alte eine Hexe ist. Ich hätte sie nicht dulden sollen!«

Der König in dem fernen Reich gab der alten Frau ihren versprochenen Lohn und wollte Tschel-gaza-mui so gleich heiraten, so schön fand er sie. Doch Tschel-gaza-mui erbat sich vierzig Tage Frist; wenn sie bis dahin ihr Gemahl nicht gefunden hätte, dann willige sie in die Ehe ein. »Gut«, sagte der König und dachte bei sich: »Wenn ihr Mann je ins Schloß findet, dann laß ich ihn sofort töten. Tschel-gaza-mui ist mir sicher. Ich kann noch vierzig Tage warten.«

Inzwischen war der Gemahl von Tschel-gaza-mui auf die Suche gegangen.⁵ Er war schon viele Tage gewandert, doch nirgendwo konnte er etwas über sie erfahren, niemand hatte sie gesehen. Plötzlich war der Mann in ein Dickicht geraten, in dem der Weg aufhörte. Er setzte sich hin und dachte: »Hier will ich bleiben und sterben. Das ist ein guter Ort zum Sterben für einen Unglücklichen.« Doch da kam plötzlich ein Hund gelaufen und sagte zu dem Mann: »Was sitzt du hier so traurig in dem Dickicht?« »Laß mich«, antwortete der Mann, »man hat mir meine schöne Tschel-gaza-mui und den Ring des Suleiman geraubt, nun will ich hier sterben.« »Nein«,

sagte der Hund, »du gehst jetzt nach Hause zurück. Ich werde deine Frau wiederfinden. Du hast mich vor vielen Jahren vor den bösen Menschen gerettet, jetzt will ich dir auch helfen.« Sprachs und lief schnell davon. Unterwegs traf er eine Katze, die eben vor ihm fliehen wollte. »Halt! ich fresse dich nicht!« rief der Hund, »komm mit und hilf mir die Frau des guten Mannes finden, der uns gerettet hat!« Da kam die Katze, und sie zogen gemeinsam weiter. Da trafen sie eine Maus, die eben in ihr Loch schlüpfen wollte. »Halt! ich fresse dich nicht!« rief die Katze, »komm mit und hilf uns die Frau des guten Mannes finden, der uns gerettet hat!« Da kam die Maus heraus, und sie zogen gemeinsam weiter, bis sie an einen Fluß kamen und der Weg nicht mehr weiterging. »Wer von euch kann schwimmen?« fragte der Hund. »Ich nicht«, sagte die Maus, »ich bin viel zu klein, und die Wellen verschlucken mich.« »Ich auch nicht«, sagte die Katze, »ich habe schon immer Angst vor dem Wasser gehabt und kann nicht schwimmen.« »Gut«, sagte der Hund, »dann setzt euch auf meinen Rücken und seid fein ruhig.« So schwamm der Hund mit der Katze und der Maus den Fluß hinunter, bis sie zu der Stadt des Königs kamen, der Tschel-gaza-mui gefangen hielt. »So, jetzt müßt ihr alleine weiter und den Ring des Suleiman finden. Denn ich kann nicht in die Stadt hinein, die anderen Hunde würden mich zerfleischen«, sagte der Hund zur Katze und zur Maus.

Die Prinzessin Tschel-gaza-mui stand eben auf dem Dach des Schlosses und sah in die Ferne und suchte ihren Gemahl, denn die Frist war bald abgelaufen. Sie war sehr traurig. Die Katze schlich über die Mauer in die Stadt hinein, und die Maus bohrte sich ein Loch. Die Katze fand das Haus der bösen alten Frau und begann vor ihr zierlich zu tanzen und zu springen, daß die Frau laut

lachen mußte und ihr einen Leckerbissen zuwarf. Doch das Tier nahm nichts, sondern schaute immer zu dem Ring hinauf, der an einem Faden von der Decke herabhing. Er war unerreichbar für sie, selbst bei den höchsten Sprüngen. »Nun, du Teufelskater, was schielst du nach dem Ring? Den möchtest du wohl haben? Aber an den kommst du nicht heran, der hängt zu hoch für dich«, sagte die Alte. Da hörte die Katze die Maus rascheln vor der Tür. Sie ging hinaus zu ihr und sagte: »Schau, dort hängt am Faden der Ring des Suleiman. Klettere nun auf das Dach und grabe ein Loch neben dem Faden hindurch. Zerbeiß ihn aber erst, wenn ich es dir sage, nicht früher!« Die Maus kletterte auf das Dach und scharrete ein Loch durch das Dach. Die Katze unterhielt solange die Alte mit ihren lustigen Sprüngen und Späßen, bis sich das alte Weib zum Schlafen legte. Doch was tat sie Alte? Sie legte sich mit offenem Mund genau unter den Ring. Wenn der herunterfiel, dann fiel er gerade in den offenen Mund der Hexe hinein. Die Katze wußte sich zuerst keinen Rat. Lange sann sie nach. Dann fiel ihr etwas ein. Sie hieß die Maus den Faden abbeißen — und der Ring fiel genau in den Mund der schlafenden Alten hinein. Da schleckte die Katze den Schwanz der Maus ab, tauchte ihn in roten Pfeffer und dann strich die Maus mit ihrem Schwanz vor der Nase der Alten hin und her. Gereizt durch den Pfeffer, mußte die Alte kräftig niesen — und dabei spuckte sie den Ring mit aus.⁶ Ehe sie es bemerkte, hatte die Katze ihn schon erwischt und gab ihn der Maus zwischen die Zähne. Die Alte wollte die Maus fangen, doch da war sie schon in ihrem Loch verschwunden, und auch die Katze sprang schnell davon. Sie schlich sich durch die dunkle Stadt hinaus zum Hund. Bald kam auch die Maus aus einem Loch hinter der Stadtmauer geschlüpft, und so waren sie

alle drei sehr glücklich, daß sie den Ring wieder hatten. Schnell machten sie sich auf den Heimweg, denn sie wußten, daß der gute Mann auf sie wartete. Doch als sie am Fluß angekommen waren, stritten sie sich, wer von ihnen den Ring tragen dürfte. Jeder wollte ihn haben und rühmte seinen Verdienst. Doch der Hund weigerte sich, die Katze und die Maus auf den Rücken zu nehmen, wenn er den Ring nicht tragen dürfte. So gaben schließlich die Katze und die Maus nach, und der Hund nahm den Ring in sein Maul. Doch wie er so durch den Fluß schwamm, wurde der Hund durstig, und er öffnete sein Maul und der Ring fiel heraus und sank in den Fluß. Die Katze und die Maus hatten das wohl gesehen, doch sie wagten nichts zu sagen, vor Angst, der Hund könnte sie mitten im Fluß abwerfen. Aber am Ufer schalteten sie den Hund sehr, und die Katze hätte ihm beinahe die Augen ausgekratzt. Traurig und stumm gingen die drei Tiere weiter. Nun war alle ihre Mühe umsonst gewesen!

Da sah der Hund einen Angler am Fluß, der schon einige große Fische gefangen hatte. Er ließ die Katze und die Maus in einem Versteck warten und ging schwanzwedelnd auf den Fischer zu. Der warf ihm einige Fische zu, doch der Hund rührte sie nicht an. »Was für ein schöner Hund«, dachte der Angler, »ich werde ihn nachher mit nach Hause nehmen«. Der Hund legte sich wie schlafend vor die Füße des Anglers und rührte sich nicht. Als der Mann aber einen weißen Fisch fing, und ihn zu den anderen Fischen in den Kübel warf, schnappte der Hund schnell zu und lief in das Versteck zu der Katze und der Maus. Die Katze öffnete vorsichtig den Bauch des weißen Fisches — und siehe! der Ring des Suleiman blitzte heraus. Der Hund nahm ihn in sein Maul, und die Katze und die Maus sprangen auf seinen Rücken,

und so rannte er nun so schnell er konnte zum Schloß des guten Mannes.

Der gute Mann war ganz müde und hatte vor lauter Kummer beinahe nichts mehr gegessen. Der Hund mußte einige Male bellen und die Katze mit ihrem Schwanz über sein Gesicht streichen, bis er die Tiere überhaupt bemerkte. Er wollte es kaum glauben, daß dies der Ring des Suleiman war. Dann lud der gute Mann die Tiere zum Essen ein, und alle ließen es sich gut schmecken, denn sie waren sehr hungrig. Nebenher erzählten die Tiere ihre Erlebnisse, und der Mann freute sich über ihre Klugheit und Geschicklichkeit. Dann drehte er den Ring und wünschte sich Tschel-gaza-mui und die böse Frau her. Er umarmte und küßte seine Frau, doch an der bösen Alten wollte er sich gleich rächen. Er band sie an ihren Haaren am Schwanz seines Pferdes fest und schleifte sie so über Gestüpp und Steine, daß nichts mehr von ihr übrigblieb, als ein Büschel Haare am Schwanz des Pferdes. Und auch dieses Büschel Haare verbrannte der gute Mann, und denn kehrte er zurück ins Schloß, und da wurde ein großes Freudenfest gefeiert.

Der Hund, die Katze und die Maus lebten von nun an mit im Schloß und hatten ein gutes und sorgloses Leben. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

DAS MÄRCHEN VOM TREUEN WAZIRENSOHN

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gewißlich. Gut, dieser König hatte einen kleinen Sohn. Sein treuer Wazir, der zur Rechten vom Thron seines Sohnes saß, hatte ebenfalls einen kleinen Sohn.

Nun beschloß der König, seinen Sohn ganz im Geiste des Heiligen Buches und der Wissenschaften zu erziehen. So ließ er unter dem Palast einen Raum mit zwei Schlafstellen, einem Tisch und vielen Büchern einrichten. Der Raum hatte kein natürliches Licht, sondern wurde nur von Öllampen erhellt. Hier hinein wurden der kleine Prinz und der Wazirensohn gebracht, und jeden Tag kam ein Lehrer und las ihnen aus dem Heiligen Buche vor. Später wurden sie in den verschiedenen Wissenschaften unterrichtet. Die Söhne lernten fleißig, sie kannten ja nichts anderes und hatten keine Ablenkung. Doch der Lehrer hatte Mitleid mit seinen Schülern, wußten sie doch nicht, was Luft, Licht, Sonne, Tag und Nacht waren. Alles dies mußte der Lehrer ihnen erklären. So ging er eines Tages zum König und bat ihn, doch die Söhne freizulassen. Der König jedoch blieb hart, er glaubte, diese Erziehung fernab von den schlechten Einflüssen der Welt sei die beste. So wuchsen die Kinder im Dunkeln zu gelehrigen und gescheiten Jünglingen heran.¹

Eines Tages fanden sie einen Nagel in der Wand, und mit dem begannen sie ein Loch in die Wand zu bohren. Als sie tief genug gebohrt hatten, fiel plötzlich ein dünner Lichtstrahl hindurch. Sie erschraken sehr, denn sie wußten ja nicht, was das war. Sie versuchten, den Strahl mit den Händen einzufangen und fürchteten sich sehr. Als der Lehrer kam, erklärte er ihnen, daß dies ein Lichtstrahl sei, und führte sie einfach hinaus aus dem dunklen Raum. Zuerst konnten die Jünglinge draußen die Augen nicht öffnen, so sehr waren sie geblendet vom Sonnenlicht. Der König sah, wie die Söhne erst alles lernen und begreifen mußten, was für andere Menschen selbstverständlich war. »Was ist das?« fragten sie, als sie einen Bach sahen. Sie hatten Angst vor Tieren und

fragten, was das für eigenartige Menschen seien. Der Duft der Blumen freute sie und das Singen der Vögel. Alles mußten sie erfahren wie kleine Kinder. Aber bald lernten sie reiten und fechten und ringen wie ihre gleichaltrigen Freunde. Der Wazirensohn war kräftig und allen anderen weit überlegen.

Einmal baten sie den König, doch mit den Pferden ins Land reiten zu dürfen. Der König erlaubte es und gab ihnen Soldaten als Begleitung mit, da sie noch unerfahren waren. Doch nachdem sie einige Zeit geritten waren, schickten sie die Soldaten zurück, denn sie wollten alleine weiter reisen. Des Abends kamen sie an einen See, an dem ein großer Baum stand. Dort blieben sie zur Nacht. Als es zu dunkeln begann, erschien ein wunderschönes Wesen, das stieg in den See und badete darin. Nun wußten die Jünglinge aus ihren Büchern, daß dies ein Mädchen sein mußte, doch *so* schön hatten sie sich eine Frau nicht vorgestellt. Sie war auch keine Menschenfrau, sondern eine Fee. Und weil sie so überaus schön war, entschlossen sich die Jünglinge, noch einen Tag hier zu bleiben, um die schöne Frau noch einmal zu sehen. Der Wazirensohn band den Prinzen auf dem Baume fest, auf dem sie saßen, denn er fürchtete, der Prinz könnte beim Anblick der schönen Fee ohnmächtig werden und herunterfallen. Wirklich kam die Fee in der Dämmerung wieder und stieg ins Wasser, und der Prinz war durch ihre Schönheit so geblendet, daß er ohnmächtig zusammensank. Doch in diesem Augenblick kam ein mächtiger Riese und rief: »Wo ist die Fee, die ich mir zur Frau nehmen will?« Und als er kam und unter dem Baume suchte, da schlug der Wazirensohn mit seinem großen Schwert kräftig zu und spaltete dem Riesen den Kopf. Er stieg vom Baum hinunter und sah, wie aus des Riesen Maul die Zähne wie Edelsteine blinkten. Einen

solchen Edelsteinzahn brach sich der Wazirensohn heraus und steckte ihn in die Tasche. Da kam die Fee, die voller Angst zugeschaut hatte, und dankte dem Wazirensohn. »Was kann ich für dich tun?« fragte sie. »Nimm den Prinzen dort auf dem Baum zum Gemahl. Ihn hat deine Schönheit betäubt.« »Das kann ich nicht!« rief die schöne Fee und flog davon.

Als der Prinz wieder zu Bewußtsein gekommen war, band ihn sein Freund los. Der Prinz wußte, daß er ohne die Fee nicht leben konnte und machte sich gleich auf den Weg, um sie zu suchen. Sie wanderten und wanderten und wanderten. In jedem Königreich wurden sie freundlich empfangen und konnten sich einige Tage erholen. So kamen sie auch wieder zu einem König, bei dem sie nach dem Feenreich fragten. Auch dieser König hatte die Fee schon beim Baden beobachtet und hätte sie selbst gerne zur Frau genommen. So warnte er die beiden vor dem gefährlichen Weg ins Land der Feen und riet ihnen, wieder nach Hause zurückzukehren. Doch die Freunde ließen sich nicht abbringen und zogen weiter. Sie gelangten an einen großen Fluß, der unüberquerbar schien. Da zog der Wazirensohn den Zahn des Riesen aus der Tasche und hielt ihn hoch. Da blieb das Wasser stehen und bildete eine feste Wand. So konnten die Freunde trockenen Fußes ins Feenreich gelangen. Dort war es herrlich wie im Paradies. Der Prinz fand die Fee wieder und heiratete sie, und glücklich lebten sie zusammen in einem schönen Haus.

Eines Tages ermahnte sie der Wazirensohn, sie müßten endlich zu dem Vater zurückkehren und ihm von ihrem Leben im Feenreich erzählen. Er selber bot sich an, auf die Reise zu gehen. Den Riesenzahn gab er dem Prinzen, damit der ihm damit den Weg durch das Wasser öffne

und warnte ihn, ja niemanden über den Fluß herüber zu lassen. Der Prinz versprach es und sagte, jeden Tag werde er über das Ufer sehen und ihn und seinen Vater, wenn sie kämen, herüberlassen.

Inzwischen aber hatte der König, bei dem sie zu Gast gewesen waren und der auch gerne die Fee zur Frau gehabt hätte, erfahren,² daß des Prinzen Wunsch in Erfüllung gegangen war. Da wurde er von Haß und Neid erfüllt und rief eine alte Frau zu sich her und versprach ihr sein halbes Königreich, wenn sie ihm die schöne Fee brächte. So zog die Alte sich lumpig an und ging zum Fluß und begann zu heulen und zu zetern. Am anderen Ufer ging der Prinz gerade mit seiner Frau spazieren. »Ach«, sagte der Prinz, »schau die alte Mutter an, ich will hinübergehen und sehen, was ihr fehlt.« »Aber bring sie nicht mit«, warnte die Fee, »du weißt, was dein Freund dir gesagt hat.« Der Prinz hob seinen Edelstein hoch — und schon wichen das Wasser zur Seite, und der Prinz konnte ans andere Ufer gelangen. Dort fragte er nach den Leid der alten Mutter. »Mein Mann ist gestorben«, sagte die, »und ich habe keine Verwandten mehr, bei denen ich leben könnte. So muß ich bald sterben«, sagte sie, »und habe mir dafür diesen schönen Fluß ausgesucht.« »Du sollst nicht sterben, gute Frau«, sagte der Prinz, »komm mit in unser Feenreich und lebe dort als unsere Mutter.« Da küßte die Alte dem Prinzen die Hände und dankte ihm sehr. Auch die Fee vergaß alle Bedenken, weil die Alte so freundlich war und an den Abenden lange Märchen erzählte. Die Fee und der Prinz gewannen sie so lieb wie eine richtige Mutter.

Eines Tages schlief der Prinz nach dem Mittagsmahl, und die Alte sagte zur Fee: »Komm, wir wollen ein wenig spazieren gehen.« »Nein, mein Gemahl schläft noch, laß uns warten bis er aufwacht.« Aber die Alte

gab nicht nach und sagte: »Wir machen nur einen kurzen Spaziergang und sind wieder zurück bis der Prinz aufwacht.« Da willigte die Fee ein, und sie gingen zusammen zum Fluß. Am anderen Ufer blühten die Bäume und Blumen so schön. »Sollten wir nicht ans andere Ufer gehen und einige Blumen für deinen Gemahl pflücken? Solch schöne Blumen gibt es hier nicht«, lockte das alte Weib. Auch hierzu ließ sich die Fee überreden. Die Alte hatte dem Prinzen den Stein gestohlen und bahnte sich mit ihm den Weg durch den Fluß. Kaum waren sie am anderen Ufer angelangt, so stürzten sich die Soldaten des Königs aus ihren Verstecken hervor, nahmen die Fee gefangen und brachten sie auf des Königs Schloß. Dort wollte der König gleich die Hochzeit feiern, doch die Fee bat sich vierzig Tage Bedenkzeit aus. Wenn während dieser Zeit ihr Gemahl nicht käme, um sie zu retten, würde sie den König heiraten. Sie saß den ganzen Tag in ihrem Zimmer und weinte, denn sie wußte sich keinen Rat und konnte sich auch nicht denken, wie der Prinz sie erretten sollte.

Inzwischen war der Wazirensohn mit dem König und einem großen Gefolge nach mühsamer Reise am Flußufer angelangt. Aber solange der Freund auch rief, der Prinz erschien nicht am anderen Ufer, um sie durch das Wasser herüber zu holen. Da wurde der König sehr böse und wollte den Wazirensohn im Fluß ertränken, denn er glaubte, etwas Schreckliches sei seinem Sohne widerfahren, und der Wazirensohn habe ihn belogen. Doch der Wazir konnte den erzürnten König beruhigen und das Leben seines Sohnes retten. Traurig zog der König in sein Reich zurück.

Der Wazirensohn ging alleine weiter und kam an den Hof des bösen Königs, der die Fee gefangen hielt. Da er

sehr stark und kräftig war, stellte ihn der König als Wache ein. Doch nach einigen Tagen bat die böse alte Frau, den kräftigen Mann für sich als Wache zu bekommen. Sie hatte jetzt doch so viele Schätze als Lohn erhalten. Und die große Hochzeit, die sollte in zwei Tagen sein. Da schaute sich der Wazirensohn die Alte genauer an. Und da bemerkte er, daß die Alte ihm bekannte Edelsteine als Schmuckstück am Ohr und zwischen den Zehen trug. Da wußte er, mit wem die Hochzeit gefeiert werden sollte! Er begleitete die Alte vor ihr Haus und stellte sich davor, um es zu bewachen. Und als ihn die Alte bei Dunkelheit zu sich hereinrief, er sollte kommen und das Brot mit ihr essen und den Tee mit ihr trinken, da zog der Wazirensohn sein Schwert und hieb der Alten den Kopf ab und dann das Ohr und die Zehen mit den Edelsteinen. Die steckte er ein und lief so schnell er konnte zum Schloß, und da wurde er auch eingelassen, er trug ja die Kleider der Wache. Er stieg in das Zimmer der Fee, die immer noch weinte, und bat sie, ihm zu folgen, sofort und ohne zu fragen. Leise führte er sie an den schlafenden Wachen vorbei. Dann liefen sie, so schnell sie konnten, zum Fluß. Bei der ersten Morgen-dämmerung bahnten sie sich mit den Zaubersteinen, die sie wieder zusammengefügt hatten, einen Weg durch das Wasser hindurch. Und da fanden sie den Prinzen ohnmächtig³ am anderen Ufer liegen. Eine ganze Woche lang flößten sie ihm Wein und stärkende Suppen ein, bis sie ihn wieder zum Leben brachten. Wie waren sie glücklich und umarmten und küßten sich und dankten dem treuen Freund von ganzem Herzen.

Nach einiger Zeit war es wieder der Wazirensohn, der mahnte, doch an den alten Vater daheim zu denken und zu ihm zurückzukehren. So machten sie sich denn auf

den Weg durch den Fluß und nahmen Abschied von dem Feenreich.

Eines Tages kamen sie an einen schönen alten Baum, und unter seinem Schatten machten sie Rast und beschlossen, hier zu übernachten. Die Fee und der Prinz schliefen gleich fest ein, doch der Wazirensohn schlief nur leicht. Da hörte er, wie zwei Papageien sich in den Zweigen miteinander unterhielten: »Ach«, sagte der eine Papagei, »schau dir den armen Wazirensohn an. Er tut immer sein Bestes und hat trotzdem soviel Ungemach. Niemand wird ihm helfen können. «»Warum, was wird geschehen«, fragte der andere Papagei. »Im Schloß hat die böse Stiefmutter einen riesigen Skorpion gezüchtet, den noch niemand gesehen hat. Den will sie in der ersten Nacht auf die Fee und den Prinzen loslassen, damit er sie tötet.« »Das ist ja schrecklich, kann da niemand helfen?« »Doch«, sagte der erste Papagei, »der Wazirensohn. Er kann den Skorpion mit seinem Schwert erschlagen, doch ein Spritzer Gift wird auf das Gesicht der Fee fallen, den muß er wegsaugen, wenn er sie retten will. Hat er das Gift aber in seinem Mund, dann wird er zu Stein erstarrten.« »Und wird ihn niemand mehr erlösen können?« »Doch«, sagte der erste Papagei, »der Prinz. Wenn er sein erstes Kind tötet und mit diesem Blut den erstarrten Freund bestreicht, dann wird er wieder zum Leben erwachen.« »Der arme, arme Wazirensohn!« sagte der andere Papagei, und nach diesem Gespräch flogen die beiden Vögel davon. Der Wazirensohn war traurig, doch er sagte nichts zum Prinzen und seiner Frau.

Mit großem Jubel wurden sie zu Haus im Schloß empfangen und ein schönes Zimmer für den Prinzen und seine junge Frau gerichtet. Der Wazirensohn aber bestand darauf, diese Nacht das Zimmer noch einmal mit ihnen zu teilen. Mißtrauisch schaute ihn der König an,

und auch das junge Paar fand diesen Wunsch etwas seltsam — doch die Bitte wurde ihm gewährt. Das Prinzenpaar war schon auf den Kissen eingeschlafen, als aus einem Türspalt ein riesiger Skorpion hervorkroch. Er war gräblich anzuschauen, wie er sich mit seinen langen Beinen auf die Schlafenden zubewegte. Aber der Wazirensohn zog sein Schwert, holte weit aus und schlug dem Skorpion den Kopf ab. Dabei spritzte etwas Gift auf das Gesicht der Prinzessin. Schnell saugte es der Freund auf. Doch kaum hatte er das Gift auf der Zunge, da spürte er schon, wie seine Füße leblos wurden und starr. Da wachte der Prinz auf, und als er den Freund so über das Gesicht seiner Frau gebeugt sah, schrie er ihn an: »Du Betrüger! Was hast du mit meiner Frau zu schaffen!« »Hör gut zu«, sagte der Wazirensohn, »ich habe nur noch kurze Zeit. Ich erschlug diesen Skorpion, der euch beide töten sollte. Gift spritzte auf das Gesicht deiner Frau, und das habe ich eben aufgesaugt. Jetzt aber werde ich zu einem Stein erstarren. Du kannst mich nur wieder erlösen, wenn du deinen Erstgeborenen opferst und mich mit dessen Blut bestreichst. Nun lebt wohl und vergeßt euren Freund nicht.« Während dieser Rede war die Starrheit weiter nach oben gestiegen, und jetzt konnte der Wazirensohn auch nichts mehr sprechen und bald waren auch seine Augen starr und der ganze Mensch wie Stein. Wie weinten da der Prinz und die Fee und gelobten, dem treuen Freund das erste Kind zu opfern! In den ersten Tagen danach war der Prinz sehr traurig, denn der Freund fehlte ihm sehr. Doch allmählich gewöhnte er sich an den steinernen Wazirensohn. Und als übers Jahr das erste Kind geboren wurde, war das Gelübde schon vergessen. Das zweite und dritte Kind folgte, und niemand dachte mehr an den armen Freund.

Nun aber hatte der rachsüchtige König in Erfahrung gebracht, daß die Fee mit dem Prinzen lebte und daß der starke und kluge Wazirensohn zu Stein erstarrt war. Da plante der König einen Kriegszug gegen den Prinzen, um ihm seine Frau wieder wegzunehmen. Doch der Prinz, der inzwischen selber König geworden war, erhielt Nachricht davon. Da bekam er große Angst, denn der feindliche König war viel stärker und mächtiger als er. Was sollte er tun? Wer würde ihm helfen? In dieser Not fiel ihm sein alter Freund wieder ein und das Versprechen, das er ihm gegeben hatte. »Lieber einen Sohn opfern, als ein ganzes Reich verlieren«, sagte er zu sich selbst. Doch wußte er nicht, welchen Sohn er für das Opfer auswählen sollte, denn er liebte sie alle gleich. So nahm er den Erstgeborenen und setzte das Messer an den Hals des Kindes. Und wie nun der Sohn in seiner Angst aufschrie, da hörte er eine Stimme hinter sich, die ihm befahl: »Halt ein, töte deinen Sohn nicht!«

Und wie der Prinz sich umdrehte, da stand sein Freund hinter ihm, ganz lebendig. »Erst mußten Not und Gefahr drohen, ehe du dich meiner wieder entsannst, treuloser Freund. Im Glück hattest du mich vergessen. Aber ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern dir in diesem Krieg beistehen.« Sogleich ließ sich der Wazirensohn ein Panzerhemd geben und ein Schwert und schritt allen Soldaten voraus aus der Stadt dem Feind entgegen. Die ersten zehn Feinde erschlug er mit einem Streich. Da erkannten die Soldaten den totgesagten Wazirensohn und flohen alle in Angst und Schrecken davon. Nie mehr hat sich dann ein König getraut, dieses Königreich anzugreifen.

Der Prinz aber ernannte seinen Freund zum ersten Minister und regierte mit ihm viele glückliche Jahre lang.

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er auch unseres gütig wenden.

ASCHENPUTTEL

Es lebten einmal zwei Schwestern, von denen jede eine Tochter hatte. Die beiden Mädchen wuchsen zusammen auf und hatten sich sehr lieb. Nun bekam die eine Schwester noch einmal ein Kind, aber sie starb im Wochenbett. Zuvor aber sprach sie noch einmal mit ihrer Schwester und sagte, sie möge doch ihr Kind wie das ihrige annehmen. Besonders lag der sterbenden Frau am Herzen, daß ihre Tochter später einmal gut verheiratet würde. Die Schwester versprach ihr diese Bitte zu erfüllen, und die junge Frau starb.

Nun war die Tochter der verstorbenen Schwester viel schöner, und das erweckte Neid und Eifersucht. So wurde das Mädchen im Hause kaum geduldet, sondern mußte wie eine Magd die Kühe und die Schafe hüten. Auch wenn Besuch kam, durfte es nicht im Hause bleiben, sodaß es bald vergessen wurde.

Eines Tages wurden Verwandte erwartet, und ein kleines Kälbchen, das das Mädchen besonders liebte, sollte geschlachtet werden. Das Mädchen bat darum, das kleine Tier zu verschonen, aber alle lachten nur. Niemand konnte verstehen, daß die Tiere die einzigen Freunde des Mädchens waren. So wurde das Kälbchen geschlachtet, und das Mädchen nahm weinend den Kalbsfuß, der übriggeblieben war, und setzte sich an das Ufer eines Baches. Es zog dem Kalbsfuß ihren zierlichen Schuh an und warf ihn in den Bach und sah ihm nach, wie er davonschwamm. Dann wurde es gerufen und mußte bei

den Vorbereitungen helfen. Es mußte das gute Mahl zubereiten, bekam selbst aber nur Abfälle zu essen. Währenddessen schwamm der Kalbsfuß immer weiter... bis in den königlichen Park hinein. Dort mündete der Bach in einem See, in dem man die Pferde des Prinzen tränkte. Der Prinz kehrte eben von der Jagd zurück und wollte sein durstiges Pferd erfrischen. Doch wie erstaunt war er, als das Pferd seine Nüstern nur kurz über das Wasser hielt, dann zurückwich und nichts trank. Da ließ der Prinz einen Kübel Wasser vom Brunnen bringen, und das Pferd trank gierig. Auch die anderen Pferde weigerten sich, aus dem See zu trinken. Das erschien dem Prinzen sonderbar, und er ließ den See durchsuchen. Da fanden die Sklaven den Kalbsfuß mit dem kleinen, zierlichen Schuh daran. Als sie ihn aus dem See gefischt hatten, tranken auch die Pferde wieder. Nun wollte der Prinz wissen, wem dieser Schuh gehöre. Vielleicht lag auch ein böser Zauber auf dem Kalbsfuß mit dem Schuh? So ließ der Prinz alle Mädchen seines Reiches zusammenrufen, denn er wollte die vielen kleinen Mädchenfüße den Schuh anprobieren zu lassen. Aber keiner paßte der Schuh, keine hatte einen so zierlichen Fuß!

Inzwischen fand ein Reiter des Königs das Mädchen bei ihren Kühen. Niemand hatte es mit zum Prinzen genommen. Da nahm der Reiter das Mädchen mit auf sein Pferd und ritt mit ihm zum Königsschloß. Da hatten gerade alle Mädchen die Schuhe angepaßt, aber keiner gehörte er. Der Prinz war gleich entzückt von der Schönheit des Mädchens, das der Reiter brachte. Es schlüpfte in den Schuh, und er paßte! Da schloß der Prinz das Mädchen in die Arme und rief: »Allah hat dich durch seinen Willen zu mir geführt, du sollst meine Frau sein!« Sogleich wurde ein großes Hochzeitsfest gefeiert, aber die böse Muhme mit ihrer Tochter wurde nicht

eingeladen. Sie mußten im Schloß als Dienerinnen arbeiten und bekamen nur Abfälle zu essen. Sie lebten wie Sklavinnen am Hof, immer das Glück der Prinzessin vor Augen. Vor Neid und Haß wurden sie immer häßlicher, sodaß niemand mehr das Mädchen heiraten wollte. Schließlich starben sie vor lauter Eifersucht und Haß. Der Prinz mit seiner Gemahlin aber lebte glücklich weiter — und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

DAS MÄRCHEN VOM LEDERNEN MENSCHEN

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gut, hört zu! Es war einmal ein König, der wollte keine Tochter haben, obwohl ihm seine Frau schon drei Söhne geboren hatte. Nun war seine Frau wieder schwanger und der König wollte auf eine weite Reise gehen. So rief er seine Söhne und seine Minister zu sich und befahl ihnen, wenn seine Frau eine Tochter gebären sollte, diese sofort umzubringen. Seine Söhne versprachen, dem Befehl nachzukommen, und der König verabschiedete sich.

Kaum daß er gegangen war, schmerzte der Leib der Königin sehr, und sie gebar ein kleines Mädchen. Das liebte sie sehr und wollte es nicht verlieren und sagte niemandem in dem Schloß davon. Doch nach wenigen Tagen erfuhren die Prinzen doch von der Geburt des Schwesterns und holten es, um es umzubringen, wie sie versprochen hatten. Sie legten das kleine Kind vor sich auf den Boden und wollten ihm eben mit einem scharfen Messer den Hals abschneiden, da lächelte das Mädchen. Wahrscheinlich, weil es das Messer so schön blitzten sah,

lächelte es und streckte die Ärmchen nach seinen Brüdern aus. Da wurde den Prinzen das Herz ganz weich, und sie nahmen ihr kleines Schwesternchen auf die Arme und lachten und scherzten mit ihm. »Selbst wenn der König uns hängen lässt, wir können unser Schwesternchen nicht umbringen«, sagten sie. Und sie brachten das Kind wieder zurück zu ihrer Mutter, die es glücklich in die Arme nahm.

Nun aber kam die Zeit, in der der König wieder zurück erwartet wurde. Da wagte doch niemand, ihm mit der Tochter im Arme zu begegnen. So suchten sie eine Amme für das Kind und brachten sie mit ihm in einen kleinen Raum, der keine Fenster hatte, damit der König sie dort nicht entdecken könnte. Der König kehrte nun ins Schloß zurück und fragte seine Frau: »Nun, hast du mir wieder einen Sohn geschenkt?« »Nein«, antwortete die Frau, »leider war es nur eine Tochter, und die haben wir nach der Geburt auf deinen Befehl töten lassen.« »Da habt ihr recht getan. Eine Tochter zu haben, wäre eine Schande für mich gewesen.«

Die Amme hielt das Mädchen gut versteckt. Nur einmal hörte der König Kindergeschrei aus dem Garten. Da war die Amme nicht vorsichtig gewesen und hatte geglaubt, der König sei ausgeritten und sie könnte mit dem Kind etwas im Park spazierengehen. Da fiel das Mädchen hin und weinte laut — und das hatte der König gehört. »Wer weint denn da im Park?« fragte er. »Das sind die Nomaden, die auf der Straße am Palast vorüberziehen. Ihre Kinder schreien viel auf den Kamelen«, sagte die Königin. Doch der König glaubte seiner Frau nicht ganz und wurde mißtrauisch, besonders da er nachts manchmal Kindergeschrei im Palast zu hören glaubte. Einmal nun ritt er zur Jagd aus, und die Amme ging hinaus mit der Tochter, damit sie draußen in der Sonne

und an der frischen Luft spielen könnte. Sie wartete immer darauf, bis der König den Palast verließ, damit das Mädchen im Garten spielen konnte. Doch einmal kehrte der König unerwartet zurück — es war ein Gefolgsmann vom Pferd gestürzt. Als die Amme sah, daß der König zurückkam, schrie sie auf, packte das Mädchen und floh so schnell sie konnte in ihren dunklen Raum zurück. Doch in der Eile hatte die Prinzessin ihren Schuh verloren, und der König fand ihn im Garten. »Wem gehört dieser Schuh?« fragte der König streng. »Vielleicht dem Kind, das vorhin mit seiner Mutter in unserem Garten spielte«, antwortete die Königin, »aber die Palastwache hat sie schnell wieder hinausgejagt. Es hat sicher in der Hast und in der Angst den Schuh verloren.« Doch der König traute der Geschichte nicht und bestand darauf, den Besitzer des Schuhs ausfindig zu machen. Die Königin hoffte, der König werde diesen Vorsatz vergessen, doch er ließ nicht locker und fragte immer wieder nach dem Schuh. Da blieb der Mutter nichts anderes übrig, als ihre Tochter vor den Gemahl zu führen und ihm alles zu gestehen. Die Söhne waren auch dabei und sagten: »Wir brachten es nicht übers Herz, das Schwesternchen umzubringen, als es uns so anlachte. Lieber lassen wir uns hängen, aber unsere Schwester werden wir nicht töten.« Als der König seine Tochter anschaute, die inzwischen schon sieben Jahre alt geworden war, fand er großen Gefallen an ihr. Sie durfte von nun an im Palast wohnen und im Park spielen, wann immer sie wollte. Da beobachtete der König seine schöne Tochter oft — und er verliebte sich in sie und beschloß, sie zu heiraten. »Aber das kannst du doch nicht!« riefen seine Söhne, »das verstößt gegen das heilige Gesetz, das der Prophet uns gegeben hat.« Doch der Vater hörte nicht auf seine Söhne und setzte sich

über das Verbot von Mohammed, dem einzigen Propheten Allahs, gelobt sei er, hinweg.

Die Tochter war sehr unglücklich, als sie von den Heiratsplänen ihres Vaters hörte. »Über einer solchen Verbindung kann nur Allahs Fluch, nicht sein Segen liegen.« Und sie entschloß sich, auf gar keinen Fall ihren Vater zu heiraten. Und als sie nun älter wurde und zur Frau reifte, wurde die Hochzeit festgelegt. Aber nicht nur die Diener, die Köche und die Schneider bereiteten alles auf das Hochzeitsfest vor, auch die Prinzessin und ihre Mutter und die Amme waren fleißig. Sie ließen Tunnelbauer kommen, und die begannen in einem abgelegenen Teil des königlichen Palastes einen Tunnel zu graben, der bis in die Hauptstadt des benachbarten Königreiches führte. Dann ließ die Königin von einem Schneider einen engen ledernen Anzug für die Prinzessin nähen. Er hüllte das Mädchen ganz ein und ließ nur noch Mund, Augen und die Nasenlöcher frei. Gerade bis zur Hochzeit wurden sie mit ihren Vorbereitungen fertig. Dann wurde das Fest prunkvoll gefeiert und der Mullah legte Vater und Tochter die Hände zusammen und machte sie so zu Mann und Frau.

Als man dann das Fest feierte, entschuldigte sich die Braut bei ihrem Mann, sie wollte nur kurz ins Bad gehen und käme bald wieder zurück. Der König wartete auf ihre Rückkehr, doch als sie nach einer Stunde nicht wieder zurückgekommen war, machte er sich Sorgen und ließ seine Frau überall suchen . . . erst im Palast, dann im Garten und in der Stadt. Doch er konnte die Prinzessin nicht mehr wiederfinden. »Das war die Strafe Allahs, weil der König seinen Geboten zuwidergehandelt hat«, sagten die Leute.

Die Prinzessin aber war ins Bad gegangen und hatte sich dort umgezogen. Ihr schön gesticktes Brautkleid

hatte sie gegen den Lederanzug ausgetauscht, dann nahm sie Kerzen und Essensvorräte in einem ledernen Beutel mit, schlich sich ungesehen durch den Park und schlüpfte in das verborgene Loch und kroch durch den langen, feuchten Tunnel, den nur der schwache Schein ihrer Kerze etwas erhellt. Etwas Angst hatte die junge Prinzessin schon, doch alles ließ sich besser ertragen als die sündhafte Ehe mit ihrem Vater. Sie kroch und kroch weiter und war froh an ihrem Lederanzug, der schön glatt war und sie vor Nässe und Kälte schützte. Endlich war sie am Ende des Ganges angelangt und hörte dort das Klappern von Töpfen. »Hier muß ich in der Nähe einer Küche sein«, dachte sie bei sich. So rief sie so laut sie konnte: »Gebt mir doch einen Bissen zu essen!« Der Koch erschrak sehr, als er eine Stimme aus der Mauer hörte, und glaubte, das könnten nur Geister sein, die ihn narren wollten. So lief er schnell zu einem anderen Koch und erzählte von seinem Erlebnis. Der kam mit zurück und hörte die gleiche Stimme auch. »Wer bist du?« rief der Koch zurück. »Ich bin kein Geist und kein Zwerg, ich bin ein Mensch wie ihr auch!« antwortete die Prinzessin aus der Mauer. Da nahm der Koch ein großes Beil und schlug die Mauer an der Stelle auf, hinter der er die Stimme gehört hatte. Da kam ein lederner dreckverschmierter Mensch heraus. Zuerst erschraken die Köche sehr, doch als das lederne Wesen sie freundlich ansprach und sie um etwas Tee und Brot bat, ließ ihre Angst ein wenig nach. »Bist du wirklich ein Mensch wie wir alle?« fragten sie noch einmal. »Doch, seht ihr das nicht?« antwortete die Prinzessin, »ich habe nur eine lederne Haut und brauche deshalb keine Kleider wie ihr. Doch bin ich auch aus eurer Welt und nicht aus dem Reich der Geister und Djinnen.« Danach wurde der lederne Mensch vor den König gebracht, und den bat er um Arbeit im Schloß

und erhielt sie auch. Er mußte die Arbeiten mit den anderen Dienern verrichten: Wasser holen, Feuer machen, waschen und putzen.

Einmal in der Woche gingen alle Diener und Dienerinnen getrennt an einen Teich, um sich zu waschen und um zu baden. Der lederne Mensch aber blieb immer zurück. »Ich brauche mich ja nicht zu waschen wie ihr, es reicht, wenn ich meine Lederhaut etwas abputze. Ich bleibe zu Hause und arbeite weiter.« Die Diener und Dienerinnen gingen, und die Prinzessin war sicher, daß niemand zurückgeblieben war. Da zog sie ihre lederne Haut aus und sprang in einen Brunnen im Park und badete da. Dann ließ sie sich in der Sonne trocknen und schlüpfte wieder in ihren ledernen Anzug, der sie völlig einhüllte, sodaß niemand wußte, ob sie ein Mann oder eine Frau war.

Doch sie war nicht allein gewesen bei ihrem Bad im Park. Der Prinz hatte sich auf dem Dach des Palastes verborgen, denn er wollte das Geheimnis des ledernen Menschen ergründen. Und es war ihm auch gelungen. Er war entzückt als er sah, wie der lederne Mensch seine Haut auszog und wie alsbald ein wunderschönes Mädchen ins Wasser sprang. Sie hatte lange schwarze Haare, ein ebensäßiges weißes Gesicht, da die Sonne es nicht bräunte, und einen schneeweißen Leib. Der Prinz liebte dieses Mädchen, und es deuchte ihm schöner als der volle Mond. Aber er erzählte niemandem von seinem Geheimnis, sondern ging zu seinem Vater und bat ihn, daß er das lederne Wesen heiraten dürfte. »Es gibt doch genug schöne Mädchen und Prinzessinnen in unserem Reich, und jetzt suchst du dir einen Ledermenschen aus, von dem du nicht einmal weißt, ob er eine Frau ist!« sagte der König. Doch der Prinz beharrte auf seiner Wahl, und die Hochzeit wurde gefeiert . . . nicht so prunkvoll, wie es

einem Prinzen zusteht, denn der König schämte sich der Wahl des Prinzen und hatte nur wenige Verwandte und Freunde zu einem Mahl eingeladen. Der Mullah kam und legte die Lederhände auf die Hände des Prinzen, und die Ehe war geschlossen und die Jungvermählten zogen sich in ihr Brautgemach zurück. Der König war sehr neugierig und folgte dem jungen Paar und hielt sein Ohr an die Türe und lauschte und hörte folgendes: »Zieh deinen Lederanzug aus!« »Das kann ich nicht, das ist meine Haut.« »Nein, meine liebste Frau, du lügst. Ich habe dich beim Bad im Park gesehen, als du dich allein wähntest und da habe ich deinen herrlichen Leib erblickt. Seither liebe ich dich und kann ohne dich nicht mehr leben. Drum streif deine Lederhaut ab!« Da wandte sich der König glücklich ab und ordnete für den nächsten Tag eine große Hochzeit an.

Die junge Frau trug ein wunderschön besticktes Brautkleid, und jedermann war entzückt von ihrer Schönheit. Als der König noch erfuhr, daß sie eine Prinzessin war, da nahm seine Freude kein Ende, und die Hochzeit wurde vierzig Tage und vierzig Nächte gefeiert.

Allah hat dies Schicksal so glücklich bestimmt, möge er auch unseres glücklich machen.

DAS TOPFKIND

Es war einmal — oder nicht? Doch, es war einmal ein einfacher Bauer. Der war schon einige Jahre verheiratet, hatte aber noch immer kein Kind. Darüber war er traurig, die Arbeit machte ihm keine rechte Freude mehr und die Verwandten lachten ihn aus. So sagte er eines Abends zu seiner Frau: »Frau, ich bleibe noch diese Nacht bei

dir, dann werde ich in die Stadt gehen und dort Arbeit suchen. Hier macht mir die Arbeit ohne Kind keine Freude mehr. Die Freunde und Nachbarn lachen mich aus.« Die Frau weinte sehr und bedrängte ihren Mann, er sollte sie doch nicht alleine lassen. Aber es nützte nichts. Der Bauer brach am nächsten Morgen auf, seinen kleinen Hof und die Felder überließ er seiner Frau. Er lief und lief und lief . . . auch an der Stadt vorbei — immer weiter. Er war schon einige Tage gewandert, da ruhte er einmal in der Nähe eines Baches aus. Und da kam ein alter Mann des Wegs und setzte sich neben ihn. »Was hast du für einen Kummer in deinen Augen?« fragte er den Bauern. »Ach, laß mich, du kannst mir doch nicht helfen.« »Vielleicht doch«, sagte der Alte. So klagte ihm der Bauer sein Leid und weshalb er Hof und Frau verlassen hätte. Da zog der Weißbart zwei Mandeln aus seiner Tasche, gab sie dem Bauern und sagte: »Geh nach Hause, gib eine Mandel deiner Frau und die andere iß selbst. Dann wird euer Wunsch bald erfüllt sein.« Der Bauer nahm die Mandeln, bedankte sich sehr und verabschiedete sich. Er konnte sich aber nicht recht entschließen nach Hause zurückzukehren. Was würden seine Nachbarn sagen! Was seine Frau? Wie würden alle spotten, wenn er zurückkäme! Er fürchtete aber auch, sich dem Rat des weisen Alten zu widersetzen. Und so machte er sich doch nach Hause auf den Weg. Er hatte es aber so eingerichtet, daß er gerade bei Dunkelheit ungesehen an sein Tor klopfte. Die Frau hatte Angst zu öffnen, und sie fragte, wer da draußen sei. Als sie jedoch die Stimme ihres Mannes erkannte, da öffnete sie flugs und weinte vor Freude, daß er wieder zurückgekommen war. Er gab ihr die Mandel zu essen, und die andere nahm er selbst. Und schon nach einigen Tagen merkte die Frau, daß sie schwanger war. Und als sie das

ihrem Mann erzählt hatte, freute der sich, und er ging wieder gerne auf sein Feld.

Nach einigen Wochen spürte die Frau, daß die Zeit der Geburt gekommen war, und sie rief die Nachbarinnen, daß die ihr beistünden. Aber wie war das Entsetzen groß, als sie kein Kind geboren hatte, sondern einen Topf! Die Nachbarinnen standen herum und lachten die unglückliche Frau aus. Da aber fing der Topf plötzlich zu sprechen an: »Was steht ihr hier so dumm herum? Kocht lieber eine Suppe für meine Mutter, sie ist müde!« Die Frauen erschraken sehr und kochten schnell eine kräftige Brühe. »Aber vergeßt meinen Vater auf dem Felde nicht«, rief der Topf, »er hat auch Hunger. Ich will ihm etwas bringen!« Die Frauen schütteten etwas Suppe in den Topf, und wickel, wackel, trollte sich dieser davon ... zur Tür hinaus und auf das Feld.

Als der Vater von Ferne dieses seltsame Wesen daherauswackeln sah, nahm er die Hacke fester in die Hand. Und als es näher kam, sah er, daß dies ein Topf war, der auf ihn zukam. Der Topf rief ihm zu: »Vater, ich will dir deine Suppe bringen!« »Wer bist du denn?« fragte der Vater. »Dein Kind«, sagte der Topf. »Deine Frau hat mich vorhin geboren. Es geht ihr gut.« Der Bauer wußte nicht, was er sagen sollte. Er nahm den Topf, aß die Suppe, und die war warm und schmeckte gut. Dann verabschiedete sich der Topf und machte sich wieder auf den Weg nach Hause.

Dabei fiel er aber in einen Bach und fand nicht wieder heraus. Und wie er gerade so von der Strömung hinweggetrieben wurde, zog da eine Karawane vorbei. Ein Treiber sah den Topf und fischte ihn heraus. »Schau, was ich für einen schönen Topf gefunden habe! So einer hat uns schon lange gefehlt.« Mit diesen Worten packte er ihn zu den anderen Geräten auf ein Kamel. Und als die

Karawane gegen Abend einen guten Rastplatz gefunden hatte, kochten die Frauen einen guten Palau mit viel Hammelfleisch in dem neuen Topf. Und als das Essen fertig war, gingen sie zu den Männern und riefen sie. Als sich alles nun hungrig um den Topf zum Essen niederlassen wollte, da war der von ungefähr verschwunden! Soviel sie auch suchen mochten, sie konnten ihn nicht wiederfinden.

Hören wir nun, was bei den Bauersleuten weiter geschehen ist. Als es dämmrig wurde, machte sich der Bauer nach Hause auf den Weg. Und zu Hause traf er dann seine weinende und unglückliche Frau. »Lieber hätte ich nichts geboren als diesen Topf!« klagte sie, »jetzt sind wie erst recht das Gespött des ganzen Dorfes!« »Aber wo ist denn der Topf?« fragte der Mann. »Hast du ihn denn nicht vom Felde mitgebracht?« »Nein, er ging allein.« »So ist er nicht angekommen. Aber das macht nichts. Was sollen wir denn aber auch mit einem Topf?« In diesem Augenblick klopfte es, und hereintrollte der Topf, bis zum Rande mit gutem Palau angefüllt. »Assalamaleikum, liebe Eltern, seht, das habe ich euch mitgebracht«, sagte der Topf. Da freuten sich die Eltern sehr und aßen tüchtig. Aber der Topf wurde überhaupt nicht leer. So riefen sie die Nachbarn, und die kamen auch und aßen sich tüchtig satt und lachten jetzt nicht mehr über den Topf. Auch die Bauersleute waren nicht mehr so unglücklich, denn immer, wenn sie Hunger hatten, füllte sich der Topf selber mit gutem Palau an.

Eines Tages sagte der Topf zu seinem Vater: »Zieh nun dein schönstes Gewand an und geh zum König und sag ihm, er soll mir seine Tochter zur Frau geben.« »Ich glaube, du bist verrückt geworden«, sagte der Mann, »du bist doch kein Mensch, sondern ein Topf! Außerdem kommst du aus einer armen Familie.« Aber der Topf gab

nicht nach, bis sich der Vater auf den Weg zum Schlosse machte. Er hatte gehofft, gleich am Tore abgewiesen zu werden, und so war es auch. »Siehst du«, sagte er zu seinem Topf, »ich habe es dir gleich gesagt, daß ich es nicht bis zum König schaffe. Ich bin auch froh darüber, denn sonst hätte mich der König wegen dieser unverschämten Bitte hängen lassen.« »Versuch es morgen noch einmal!« sagte der Topf, »der König wird dich nicht hängen lassen.« So ging der Vater nochmals zum Schloß, und richtig, er wurde auch eingelassen. »Was ist dein Begehr?« fragte der Herrscher. »Mein Sohn schickt mich«, sagte der Bauer leise, »damit ich um die Hand Eurer Tochter anhalte.« Wütend schleuderte der König sein Zepter nach ihm und rief: »Laßt sofort diesen unverschämten Bauern aufhängen!« Aber der Minister sagte ruhig: »Mein König, laßt den armen Bauern doch nicht gleich hängen. Sagt ihm, er soll vierzig Kamele mit Gold und Silber und Edelsteinen bringen, dann kann er die Tochter für seinen Sohn bekommen. Aber er ist ein armer Mann und kann das nicht.« »Gut«, sagte der König, den sein schnelles Urteil schon gereut hatte, »es sei so, wie es der Minister gesagt hat.« Und erleichtert ging der Bauer wieder heim.

»Wie war es denn beim König?« fragte der Topf so gleich. »Wegen dir wurde ich beinahe aufgehängt, du freches Kind, du!« antwortete der Bauer ärgerlich. »Aber was hat der König denn gesagt?« »Ich soll vierzig Kamele, beladen mit Gold, Silber und Edelsteinen bringen — dann kann ich die Prinzessin für dich bekommen.« Bald darauf sagte der Topf zu seinem Vater: »Willst du wohl ein bißchen mit mir spazierengehen? ich will dir etwas zeigen.« »Nein«, sagte der Vater, »ich will nicht mit dir spazierengehen, da lachen mich die Leute aus.« »Gut«, sagte der Topf, »dann gehe ich voraus und du

gehst so weit hinter mir, daß du mich gerade noch erkennen kannst.« Der Topf wackelte also voraus, und der Vater folgte in weitem Abstand hinterdrein. Der Topf ging zum Dorf hinaus, durch die Felder und noch ein Stück durch die Steppe. Dort stand ein verlassenes, halb zerfallenes Haus. Da wartete der Topf auf seinen Vater. Er gab ihm einen Zettel und bat ihn aufs Dach zu steigen und den Zettel, den sollte er da durch einen Schlitz in das Innere des Hauses stecken. Und der Vater machte das. Er folgte nicht gerne, denn ihm graute vor dem verlassenen Haus. Doch kaum hatte er den Zettel durch den Schlitz ins Haus geworfen, da öffnete sich unten ein großes Tor und daraus schritten vierzig Kammele heraus, und die waren beladen mit Gold und Silber und Edelsteinen. »Das bringst du nun als Brautgeschenk zum König!« sagte der Topf.

Wie staunte der König, als er den armen Bauern mit der großen Karawane kommen sah! Er ging selbst in den Hof hinunter, um sich zu überzeugen, daß die Tiere tatsächlich mit Gold und Silber und Edelsteinen beladen waren. Zuerst befragte der König seinen Wazir, was er denn nun tun sollte. Und der Minister riet, diese Schätze erst einmal hierzulassen und den Bauern mit seinem Sohn für morgen einzuladen. Man könnte sich den Sohn mal anschauen, meinte er.

Dies war wohl der schwerste Gang für den Bauern: mit seinem Sohn, dem Topf, zum König ins Schloß zu gehen. Die Wachen ließen ihn ein und wunderten sich über diese seltsame Begleitung. Und als der Bauer dann vor dem König stand, mit dem Topfe neben sich, fragte ihn der König nach seinem Sohn. Stumm deutete der Bauer auf den Topf. »Ich glaube, der Mann ist völlig verrückt!« rief der König aus, »laßt ihn samt seinem Sohn hinauswerfen!« Der König wußte nicht so recht,

ob er lachen oder ob er wütend sein sollte. Da trat der Topf vor, verbeugte sich, so gut man das als Topf eben kann, vor dem Herrscher und sagte: »Oh König, ich bin in Wahrheit der Sohn dieses Mannes. Ich bin ein lebendiges Wesen, nur habe ich nicht Eure Gestalt. Laßt mich bitte mit Eurer Tochter eine kurze Weile in dem kleinen Häuschen hier in der Nähe alleine sein. Dann soll sie selbst entscheiden, ob sie mich heiraten will oder nicht. Auf jeden Fall gehören die Schätze Euch.« Den König lockten diese Reichtümer sehr, und er sagte: »Gut, holt die Prinzessin, und wir werden zusammen zu dem Hause gehn.«

Die Prinzessin wollte nicht mit und wehrte sich gegen ihren zukünftigen Gemahl, den Topf. Aber sie mußte ihrem Vater gehorchen und ging mit. Sie wanderten aus der Stadt hinaus, über die Felder und in die Steppé hinein. Sie kamen an das verlassene Haus. Dort befahl der Topf seinem Vater und dem König, draußen zu warten. »Seht auch nicht zu den Fenstern herein und kommt nicht, bevor ich euch rufe. Sonst kommt ein Unglück über uns alle, und nichts wird gelingen.« Die beiden Männer versprachen, daß sie warten würden, und der Topf ging mit der Prinzessin in das Haus. Dort drinnen schlug plötzlich eine Flamme aus dem Topf... er spaltete sich und ein wunderschöner Jüngling trat daraus hervor, und um sein Haupt war es hell und licht. Die Prinzessin erschrak zuerst, dann aber fiel sie dem schönen Mann in die Arme. »Doch, ich will dich heiraten,« sagte sie.

Der König und der Vater wunderten sich draußen vor der Hütte sehr über den hellen Schein, der aus den Fenstern drang, und sie wollten gerne wissen, was da drinnen vor sich ging. Sie vergaßen die Warnung des Topfes und schlichen sich behutsam an die Fenster heran. In

diesem Augenblick fiel die Prinzessin bewußtlos zu Boden und der schöne Jüngling stand auf dem Dach. »Oh ihr Unglückseligen! Warum konntet ihr nicht warten! Nun muß ich gehen und werde nie mehr zurückkehren. Der schönen Prinzessin sagt, wenn sie mich suchen will, dann soll sie sich ein Kettenhemd umlegen und einen eisernen Stock in die Hand nehmen.« Und damit war der strahlende Jüngling verschwunden. Die Männer gingen in das Haus, fanden die bewußtlose Prinzessin und brachten sie ins Schloß. Kaum war sie wieder erwacht, da fragte sie gleich nach dem schönen Jüngling. Der König sagte ihr die Worte, die der Jüngling vom Dach herunter zu ihnen gesprochen hatte. Gleich zog die Prinzessin ein Kettenhemd an und nahm einen eisernen Stock in die Hand und nahm Abschied von ihrem weinenden Vater.

Die schöne Prinzessin lief und lief und lief... durch viele Länder und Königreiche und konnte den schönen Jüngling doch nicht wiederfinden. Ihr Kettenhemd war schon ganz dünn, und der Eisenstock war kurz geworden. So ruhte sie eines Tages müde am Wegrand aus. Da kam von ferne ein Reiter daher, doch die Prinzessin beachtete ihn nicht. Das Pferd blieb neben dem Mädchen stehen, und der Reiter stieg ab. Da erkannte die Prinzessin ihren Geliebten, der so jung und schön war, wie sie ihn zuletzt in der verfallenen Hütte gesehen hatte. Der schöne Prinz lud sie auf sein Pferd, und auch sie war nun wieder jung und schön wie früher. Sie ritten in das Königreich des schönen Jünglings und feierten vierzig Tage und vierzig Nächte Hochzeit. — Der Bauer und der König, die haben nie wieder etwas von der Prinzessin und dem Prinzen gehört.

Allah hat dieses Schicksal so gütig bestimmt — möge er auch das unsere glücklich wenden!

DAS HÖLZERNE MÄDCHEN

Vor langer Zeit lebte ein König in einem kleinen Königreich. Es ereignete sich nicht viel dort, und so hatten der König und der Prinz viel Zeit für Musik und Tanz. Oft saß der Prinz auf dem Dach des Schlosses und schaute in die Gassen und Höfe unter sich. Nun wohnte in der Nähe des Schlosses ein Schreiner, und immer, wenn der Prinz auf dem Dache saß, sah er ein Mädchen in dem Garten des Schreiners, das immer an dem gleichen Platze hockte und ihn anlächelte. Es war ein sehr schönes Mädchen, und der Prinz verliebte sich in sie. Sicher liebte sie ihn auch, warum sonst wartete sie täglich auf ihn und lächelte ihn an? So sandte der Prinz eines Tages seine Mutter und seine Schwester zu der Frau des Schreiners, um ihre Tochter als Frau für den Prinzen zu erbitten. Die Schreinersfrau fühlte sich sehr geehrt und sagte: »Gern würde ich Euch meine Tochter für den schönen Prinzen geben, wenn ich eine hätte. Leider aber blieb mein Haus kinderlos, und so kann ich des Prinzen Wunsch nicht erfüllen.« »Aber der Prinz sagt, er hätte Eure Tochter jeden Tag vom Dach des Schlosses aus im Garten gesehen. Er sagt, Eure Tochter sei sehr schön. Der Prinz lügt nicht!« sagte die Königin. »Ach, wahrscheinlich hält der Prinz die Holzfigur, die mein Mann einmal geschnitten hat und die im Garten steht, für unsere Tochter. Da hat sich der Prinz leider getäuscht!« sagte die Schreinersfrau. »Der Prinz täuscht sich nie!« sagte die Königin, »ich hoffe, Ihr seid jetzt endlich bereit, ihm Eure Tochter zu geben.« »Unsere Holztochter kann er gern bekommen, eine aus Fleisch und Blut haben wir nicht.« Nun wurden der Preis und die Geschenke ausgetauscht und der Tag der Hochzeit festgelegt. Das Haus des Schreiners wurde festlich mit Blumen und Papier-

girlanden geschmückt, und der Schreiner lieh sich aus seiner Verwandtschaft Teppiche und Silbergeschirr aus, um die königlichen Gäste gebührend zu empfangen. Der Prinz kam selbst und überbrachte die Geschenke und unterschrieb den Heiratsvertrag.

Am Abend des Hochzeitstages schmückte der Schreiner die Holzfigur mit einem kostbaren Schleier, mit Schmuck und Blumen und setzte sie in die Sänfte, die der Prinz hatte schicken lassen. Bei Dunkelheit machten sich die Träger auf den Weg, damit ja niemand die schöne Braut des Prinzen sehen könnte. Aber wie war das Mädchen schwer! Es sah so zierlich aus, als der Schreiner es in die Sänfte gehoben hatte. Und jetzt war es furchtbar schwer, viel schwerer noch als die dicken Reichen, die die Träger sonst tragen mußten. So ruhten sie sich ein wenig um Ufer des großen Flusses aus. Sie stellten die Sänfte behutsam in das Gras und legten sich in die Nähe und schliefen ein bißchen.

In diesem Augenblick tauchte eine schöne Fee aus dem dunklen Flusse auf. Sie war so schön, daß meine Worte sie nicht zu beschreiben vermögen. Die junge Fee war sehr neugierig, sie flog zur Sänfte und hob den Schleier des hölzernen Mädchens auf. »Ein Holzmadchen im Hochzeitsschleier?« lachte die Fee, »was sind die Menschen doch eigenartig.« Sie schlepppte die Holzfigur aus der Sänfte, nahm ihr die Schleier ab und warf sie in den Fluß. Dann legte sie sich die Schleier selber über und setzte sich in die Sänfte. Die Träger waren sehr erstaunt, wie leicht plötzlich die Sänfte geworden war und rühmten sehr ihr Schläfchen, das ihnen neue Kräfte geschenkt hatte.

Nun wurde die Fee in die Frauengemächer gebracht, und die Königin und die weiblichen Verwandten waren ganz geblendet von der Schönheit der Braut. »Da hat

uns die Schreinersfrau also doch belogen mit ihrer hölzernen Tochter. Sicher wollte sie diese schöne Tochter nicht hergeben. Warum sie sie wohl dem Prinzen so billig überlassen hat?« So redeten die Frauen miteinander und badeten und kleideten das Mädchen und trafen die letzten Vorbereitungen für die Hochzeit.

Der Prinz selbst durfte seine Gemahlin erst am Abend des Hochzeitstages sehen. Wie schön war sie doch! Viel tausendmal schöner, als der Prinz sie im Garten des Schreiners gesehen hatte. Der Prinz war überglücklich und verließ das Gemach seiner Frau nicht mehr. Er gab den Auftrag, man sollte ihr ein Schloßchen bauen, und dorthin zog er mit ihr ein und wurde lange Zeit nirgendwo anderes mehr gesehen. Selten nur noch ritt er zur Jagd und ließ sich bei seinem Vater, dem König, nur noch bei sehr wichtigen Staatsgeschäften sehen. Alle gönnten dem Prinzen sein Glück, nur natürlich seine zwei Frauen nicht, die er vor der Fee schon geheiratet hatte. Sie wurden vom Prinzen ganz vernachlässigt, und seit der Hochzeit mit seiner dritten Frau hatte er sie nie mehr besucht.

Als der Prinz nun einmal zur Jagd geritten war, gingen sie in das Schloßchen und besuchten die neue Frau. Sie brachten ihr kleine Geschenke mit und erkundigten sich nach dem Wohlergehen des Prinzen. Obwohl die Frauen freundlich waren, spürte die Fee ihren Haß und ihren Neid. Die Fee stickte gerade an einem feinen Tuch und rief ihren Diener: »Bring mir doch bitte ein scharfes Messer her!« Der Diener brachte ihr ein Messer, und die Fee schnitt sich ihre hübsche Nase ab und warf sie in eine Ecke des Zimmers. Dann nahm sie ihren Fingerhut vom Finger und warf ihn hinterher und rief: »Hol sie!« Da schlüpfte der Fingerhut in die Nasenspitze und rollte damit zur Prinzessin zurück, sprang ihr ins Ge-

sicht und setzte die Nase wieder an ihren Platz. Die schöne Fee lächelte, rieb noch etwas die Nase glatt, und keine Spur blieb zurück. »So also behext sie den Prinzen mit ihren Zauberkünsten und hält ihn in Bann mit solchen Belustigungen. Als ob wir das nicht auch könnten!« sagten sich die Frauen zu Hause. Sie befahlen ebenfalls ihrem Diener, ein scharfes Messer zu bringen, und schnitten sich die Nasen ab und warfen sie in eine Ecke. Gleich hinterher schickten sie einen Fingerhut, er sollte die Nase wiederbringen. Doch nichts geschah! Der Fingerhut blieb liegen, wo sie ihn hingeworfen hatten. Sie versuchten es noch mit einem zweiten und dritten und vierten Fingerhut, doch keiner rührte sich und brachte die Nase wieder zurück. Blutbeschmiert im ganzen Gesicht, mußten die Frauen einen Hakim rufen lassen, der die Wunden behandelte, die Nasen aber bekam er nicht mehr fest. So mußten die Frauen mit so häßlichen, vernarbtens Gesichtern herumlaufen, und der Prinz würde sie noch weniger anschauen. Doch als ihre Wunden etwas verheilt waren, gingen sie nochmals zu der neuen Frau. Sie grüßten wieder überaus höflich und brachten Geschenke, ehe sie sich auf den weichen Polstern niederließen. Diesmal ließ sich die Prinzessin eine Pfanne mir heißem Fett und Fische bringen. Mit bloßer Hand legte sie die Fische in das zischend heiße Fett und wendete sie darin mit ihrer Hand, ohne daß ihre glatte, weiße Haut irgendeinen Schaden daran genommen hätte. Verwundert staunten die Frauen und aßen den Fisch. Als sie zu Hause waren, wollten sie dieses Kunststück auch versuchen. Sie legten ihre Hände in das heiße Fett, aber sogleich zogen sie schreiend vor Schmerz ihre Hände wieder zurück. Die Haut war verbrannt und das bloße Fleisch schaute hervor. Das war schrecklich schmerhaft, und sie mußten gleich wieder den Hakim

kommen lassen, der die verbrannten Hände verband. Doch auch hiervon blieben Narben zurück, und sie hatten keine zarten Hände mehr, sondern rauhe wie die Bauersfrauen.

Doch noch ein drittes Mal gingen sie zu der neuen Frau. Zu ihrem Neid und ihrer Eifersucht mischte sich diesmal auch Neugierde, welches Zauberstück die Frau wohl jetzt vorführen werde. Sie warteten gespannt, und die Fee befahl ihrem Diener, den Brotbackofen, der wie ein Loch in die Erde eingemauert war, fest einzuheizen. Und als er glühend heiß war, stieg die Frau selbst hinein und gab Befehl, ihr erst nach einer halben Stunde wieder zu öffnen und nicht auf ihren Jammer oder ihr Flehen zu hören. Die Fee stieg ins Ofenloch hinunter, und der Diener setzte oben einen Deckel drauf. Nichts hörte man von der schönen Prinzessin, und die Frauen freuten sich schon, daß die neue Frau sich selber umgebracht hätte. Aber nach einer halben Stunde öffnete der Diener den Deckel, und die Fee stieg lachend und unversehrt heraus. Nicht einmal ihre schönen, bleichen Wangen waren gerötet. Die Frauen waren sehr erstaunt darüber und konnten ihre Enttäuschung, daß die Prinzessin noch lebte, kaum verbergen. Sie gingen nach Hause, ließen ihren Brotofen glühend heiß anheizen und stiegen auch hinab ins Ofenloch. Gleich fingen sie schrecklich zu jammern und zu brüllen an, man möchte sie in Allahs Namen wieder herauslassen. Doch die Diener hielten sich an den Befehl, den die Frauen vorher gegeben hatten. Nach kurzer Zeit verstummte das Geschrei der Frauen, und die Diener fanden nur noch ihre schwarze Asche. Die Fee aber lachte über die Dummheit der Menschen und blieb die einzige Frau des jungen und schönen Prinzen.

DAS MÄRCHEN VON DEN VIERZIG TÖCHTERN UND DEN VIERZIG SÖHNEN

Es war einmal — oder nicht? Es war einmal ein König. Doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei. Gut, hört zu! Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter und keine Frau mehr, denn die war im Kindbett gestorben. Als nun die Tochter in das Alter kam, verheiratet zu werden, rief der König sie zu sich: »Liebe Tochter«, sagte er, »du bist jung und schön, und eigentlich ist die Zeit gekommen, daß ich für dich einen Gemahl suchen sollte. Doch sieh, ich bin ganz allein und habe niemanden außer dir, weder Bruder noch Schwester, noch Vater noch Mutter. Drum bitte ich dich, heirate nicht und bleibe bei mir. Ich werde dir ein schönes Schloß bauen lassen, und vierzig Mädchen werde ich dir als Gespielinnen geben und alle deine Wünsche werde ich erfüllen.« »Aber sicher, Vater, werde ich dich niemals verlassen«, antwortete die Königstochter, »selbst wenn du mir kein Schloß bauen ließest und mir keine Gespielinnen geben würdest.«

Nun ließ der König seiner Tochter ein herrliches Schloß in einem Garten errichten, und in dem Garten flossen Bäche, und Blumen und Bäume blühten, und es war jederzeit kühl und schattig darin. Innen war das Schloß mit prächtigen Teppichen ausgelegt, und die Prinzessin hatte alles, was sie sich nur wünschte. Die Töchter tanzten und spielten und sangen und waren froh und vergnügt . . . es fehlte ihnen nur eines: ein Mann! Einige der Mädchen begannen sich zu langweilen und hatten den Überfluß bald satt. »Was soll das?« sagte ein Mädchen, »nur weil der König seine Tochter für sich behalten will, sollen wir vierzig Mädchen nicht heiraten, sondern dahinwelen.« Die dies sagte, war das häßlichste Mädchen von

allen, aber auch das klügste. Es hatte eine lange Nase und überhaupt keine Haare auf dem Kopf. Seinen kahlen Schädel verbarg das Mädchen unter einem dichten dunklen Schleier.

Unbemerkt schlich sie sich eines Tages davon und ging und ging und ging bis sie an einen großen, schönen Palast kam. Sie klopfte an die Pforte, und ein alter Weißbart kam heraus. »Assalamaleikum, glatzköpfige Tochter, was suchst du hier?« »Ich bin spazieren gegangen und habe den schönen Palast gesehen. Kannst du mir sagen, wem er gehört?« »Er gehört keinem König«, sagte der Weißbart, »der ist vor langer Zeit gestorben. Jetzt wohnen seine vierzig Söhne hier, sie sind eben zur Jagd geritten. Aber entschuldige mich bitte, Tochter, ich muß in die Küche und das Essen für die Prinzen bereiten. Wenn sie zurückkehren sind sie gewiß hungrig.« »Entschuldige, daß ich dich aufgehalten habe, auf Wiedersehen«, sagte das glatzköpfige Mädchen und ging.

Als sie Zuhause war, erzählte sie den anderen Mädchen von ihrem Spaziergang. Danach ging sie zur Prinzessin. »Den großen Garten kennen wir nun, jede Blume und jeden Baum. Wollen wir nicht durch das goldene Tor und draußen etwas spazierengehen und etwas anderes sehen?« sagte das glatzköpfige Mädchen. »Nein«, erwiderte die Prinzessin, »der König hat es verboten. Hier ist es auch sehr schön . . . schöner kann es jenseits der Mauer auch nicht sein.« »Schöner vielleicht nicht«, meinte die Glatzköpfige, »aber es ist etwas anderes. Wir wollen auch nur für kurze Zeit spazierengehen, niemand wird uns bemerken.« »Nein«, antwortete die Prinzessin, »die anderen Mädchen wollen auch nicht hinaus.« »Oh, wir wollen sie fragen«, schlug die Glatzköpfige vor, »wenn die meisten dafür sind, dann gehen wir.« »Gut«, stimmte die Prinzessin zu, und siehe da, alle Mädchen

wollten gerne draußen vor der Mauer spazierengehen. Da blieb der Prinzessin nichts anderes übrig, als zuzustimmen und mitzugehn.

Die Kahle führte ihre Gespielinnen nun durch die Felder und Wälder zu dem Palast der vierzig Prinzen. Dort klopfte sie wiederum an und der Alte öffnete. »Ei, assalamaleikum, Baba, wie geht es dir?« fragte das Mädchen. »Danke, und wie geht es dir?« »Hast du die Mahlzeit schon fertig?« »Ja, ich habe schon alles hergerichtet, denn die Prinzen werden in einer Stunde zurückkommen.« »Oh, was ist das für ein hübscher Teppich in diesem Zimmer da?« fragte das Mädchen. Der Weißbart schritt voraus, um der Tochter den Teppich zu zeigen. Aber da schlug die Glatzköpfige schnell die Zimmertüre zu und verriegelte sie. Dann sagte sie zu ihren Freundinnen: »Der gute Alte hat uns eine Mahlzeit bereitet. Er hat sich nun versteckt, weil er sich vor den Augen der Prinzessin schämt.« Da gingen die vierzig Töchter in die Küche und aßen alles auf, was der Alte zubereitet hatte, denn sie waren sehr hungrig von dem langen Spaziergang. Und als sie alles aufgegessen hatten, gingen sie wieder zurück in ihr Schloß. Allen hatte der Spaziergang sehr gut gefallen, und sie beschlossen, morgen wieder den Garten zu verlassen.

Als die Prinzen müde und hungrig von der Jagd zurückkehrten, fanden sie den Tisch ungedeckt, und den Alten fanden sie auch nicht. Sie riefen nach ihm, und der Alte antwortete: »Öffnet mir die Türe, ich bin hier eingeschlossen und kann nicht heraus.« Als die Brüder die Türe öffneten, fanden sie den Baba auf dem Boden hocken. »Warum ist das Essen nicht fertig, Weißbart?« »Die Tür ist hinter mir ins Schloß gefallen, vielleicht steckt auch ein böser Zauber dahinter. Ich war gefangen und konnte deshalb nicht kochen.« »Du lügst, Baba,

denn in der Küche stehen vierzig leergegessene Teller. Aber für diesmal wollen wir dir verzeihen. Doch gib acht, daß dies nicht noch einmal vorkommt! Sonst werden wir dich strafen.« »Gewiß nicht, gewiß nicht«, antwortete der Alte und bereitete so schnell er konnte noch einmal eine Mahlzeit.

Am nächsten Tag klopfte es wieder an der Schloßpforte, und die Glatzköpfige stand draußen. »Diesmal kommst du mir nicht wieder herein, du böses Mädchen«, sagte der Weißbart. »Was bist du heute nur so unhöflich?« fragte das Mädchen. »Du hast mich gestern eingesperrt, und die Prinzen waren sehr böse auf mich und drohten mich zu strafen, wenn das noch einmal geschähe.« »Strafen? Oh, wie gräßlich! Aber wie denn?« »Wir haben Foltergeräte«, sagte der alte Mann. »Nein, das glaube ich nicht«, antwortete das Mädchen, »du lügst.« »Nein, ich lüge nicht . . . komm mit, dann zeige ich sie dir.« Das Mädchen folgte dem Alten in ein dunkles Zimmer, in dem scheußliche Geräte standen. »Das sollen Foltergeräte sein?« fragte das Mädchen listig, »wie arbeiten die denn?« »Hier stellt man sich mit den Füßen rein und an diesem Hebel dreht man«, sagte der Alte und machte es vor, »und dann kommt man nicht mehr heraus.« Schnell faßte das Mädchen den Hebel und drehte und hatte auch schon die Füße des Alten festgeschraubt, daß er nicht mehr herauskonnte. Dann lief es hinaus zu seinen Gespielinnen und hieß sie zum Essen kommen. Die vierzig Mädchen ließen sich das Essen schmecken, und nachdem sie noch eine Weile geruht hatten, machten sie sich wieder auf den Heimweg.

Bald darauf kamen die Prinzen müde und hungrig von der Jagd zurück — und als sie sahen, daß wieder alles aufgegessen war, wurden sie sehr zornig und suchten den alten Baba. Endlich fanden sie ihn in der Folter-

kammer, und da bekamen sie doch Mitleid mit ihm. »Aber jetzt erzähle uns die Wahrheit, Baba!« sagten sie. Und da erzählte der Alte die Geschichte von der Glatzköpfigen und den vierzig Mädchen. »Da hast du dich aber ordentlich von einer Frau übertölpeln lassen!« lachten die Prinzen . . . »aber morgen werden *wir* die Mädchen überlisten. Du schließt uns im Raum neben dem Speisesaal ein, und dem Mädchen erzählst du, wir wären wieder auf die Jagd geritten. Und wenn die Mädchen mit dem Essen fertig sind, dann machst du die Türe auf und wir kommen heraus.«

Am nächsten Tage klopfte es wieder an der Schloßpforte. Der Baba öffnete und begrüßte die Glatzköpfige sehr freundlich und lud auch gleich die Mädchen zum Essen ein. Da wurde die Glatzköpfige mißtrauisch und sagte: »Gern kommen wir und danken auch vielmals für die Einladung. Nur bevor ich sie annehmen kann, brauche ich ein Beil und eine Säge.« Sogleich rannte der Baba fort und brachte der Glatzköpfigen, was sie erbeten hatte. Und nachdem er das schwere Hoftor abgeschlossen hatte, ging er mit den vierzig Mädchen in den Speisesaal und aß mit ihnen. Die Glatzköpfige aber schlich sich unbemerkt hinaus, sägte das Holztor an und schlug mit dem Beil ein kleines Loch heraus, gerade groß genug, daß ein Mädchen hindurchschlüpfen konnte. Dann ging sie in den Speisesaal zurück, nahm ein Zupfinstrument und spielte zum Tanze auf. Und die Mädchen tanzten so schön, daß der Baba nur immerzu hinschaute und gar nicht bemerkte, daß ein Mädchen nach dem anderen verschwand. Schließlich blieb nur noch die Kahle mit ein paar Tänzerinnen übrig, und die sagten: »Bring uns doch ein wenig Tee, Baba, wir sind so durstig und müde vom Tanzen.« »Gern«, versetzte der Alte und ging in die Küche. Und als er mit dem Tee zurückkam, da waren

alle Mädchen verschwunden, und die Prinzen pochten an die Tür. »Laß uns heraus, Baba, wir hören nichts mehr. Wo sind denn die Mädchen?« Und als er geöffnet hatte, da blickten sich die vierzig Prinzen verdutzt um. . . die Mädchen waren verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt! »Jetzt haben wir uns wieder narren lassen«, sagten sie und waren ärgerlich, »jetzt werden wir zum König gehen und uns über seine Tochter und das ungehörige Benehmen ihrer Freundinnen beklagen.«

Doch als die ältesten Prinzen auf dem Wege zum Schloß des Königs waren, da stand schon die Glatzköpfige da und fing die Prinzen ab, denn sie hatte mit ihrem Kommen gerechnet. Die Prinzen begannen sie auszuschimpfen, und als sie nichts mehr zu sagen wußten, da machte die Glatzköpfige einen Vorschlag: »Was wollt ihr beim König mit euerm Groll? Er wird euch nur hinauswerfen und Euch keinen Glauben schenken. Geht lieber zu ihm und haltet um die Hand der Prinzessin an, denn sie ist sehr schön. Auch ihre vierzig Gespielinnen sind jung und hübsch . . . für jeden von euch eine Frau.« Da nickten die Prinzen zustimmend und gingen zum König und hielten um die Hand seiner Tochter und um die vierzig Gespielinnen an. »Meine Tochter wollt ihr zur Frau?« fragte der König, »ich habe keine Tochter.« »Sogar eine sehr schöne Tochter habt Ihr . . . «, sagten die Prinzen, »Ihr braucht Euch ihrer nicht zu schämen.« »Es ist gar nicht möglich, daß ihr meine Tochter gesehen habt, denn sie lebt abgeschieden, noch keines Mannes Auge hat sie gesehen.« »Da irrt Ihr Euch, König. Sie war schon dreimal mit ihren Gespielinnen bei uns zu Gast.« »Das Schicksal ist gegen mich«, sagte traurig der König, »so nehmt meine Tochter denn als Weib.«

Und da nahmen die vierzig Prinzen die Königstochter mit ihren Gespielinnen zur Frau — nur die Glatzköpfige

blieb übrig, denn die wollte keiner haben. So ging sie zum Weißbart und sagte, »Ich will dich heiraten« und packte ihn am Arm. Und da blieb dem Alten gar nichts anderes übrig als einzuwilligen.

Es war die größte Hochzeit, die das Land je erlebt hatte. Die ganze Stadt wurde mit Blumen und Spiegeln geschmückt, und alle Leute tanzten und hatten vierzig Tage und vierzig Nächte lang genug zu essen.

Allah hat dieses Schicksal so gütig bestimmt, möge er auch uns ein glückliches schenken.

DIE GESCHICHTEN VON DEN UNTREUEN FRAUEN

Vor langer Zeit lebte einmal ein weiser König, der hatte nur einen einzigen Sohn. Der Sohn war schön und klug, und die Mutter dachte, es wäre doch an der Zeit, daß sie eine schöne Frau für ihren Sohn finden sollte. Sie hörte sich um und besichtigte viele Prinzessinnen, bis sie sich für ein schönes Mädchen entschlossen hatte. Sie erzählte ihrem Sohn von ihrer Wahl, und der hatte nichts gegen eine Hochzeit einzuwenden. Doch der alte Vater rief ihn zu sich und sagte: »Mein Sohn, wenn ich dir einen Rat geben kann: Heirate nie, denn die Frauen sind alle untreu. Hör gut zu, ich will dir zwei Geschichten erzählen ...

Es lebte einmal ein Wachtmeister, der hatte eine sehr schöne junge Frau, die er über die Maßen liebte. Er verwöhnte sie mit Geschenken und machte ihr jeden Tag zum Festtag. Er hatte auch kein Verlangen, eine zweite Frau zu nehmen, denn er war so sehr glücklich mit seiner Gemahlin. Eines Tages versprachen sie sich gegenseitig, daß sie sich selbst über den Tod hinaus die Treue

halten wollten, und keiner je nach des anderen Tod wieder heiraten werde. So lebten sie glücklich noch einige Zeit, von den Nachbarn beneidet ob ihres irdischen Glückes. Doch da wollte es der große und allmächtige Gott, daß der Mann von Pferd stürzte und starb. Die Frau war unglücklich und wäre am liebsten zu ihrem toten Mann in das Grab gestiegen. Sie trauerte und trug schwarze Kleider und weinte bitterlich. Die Nachbarn beklagten mit der jungen Witwe das große Leid. Über dem Grabe ihres Mannes ließ die Witwe ein Zelt aufschlagen, da setzte sie sich mit etwas Brot und Wasser und einer kleinen Öllampe hinein und klagte und weinte in die Nacht hinaus. Doch höre, mein Sohn: des Weibes Herz ist von Grund aus gut, doch wankelmüsig und biegsam wie die schlanke Pappel im Wind. Nun höre weiter. Um diese Stunde nun war ein Soldat des Königs auf der Suche nach einem Dieb, der in die Schatzkammer eingebrochen hatte. Er sah einen Lichtschein von ferne und ging langsam und leise darauf zu. So gelangte er an einen Friedhof und war erstaunt, da auf einem frischen Grab ein Zelt zu finden. Hier drang das Licht heraus, und er hörte eine Frauenstimme klagen. Er öffnete das Zelt und trat ein. Die Witwe erschrak, so plötzlich von einem Fremden überrascht zu werden. Doch der Mann war sehr höflich und erklärte, warum er so spät in der Nacht unterwegs sei. Auch die Witwe erzählte ihm vom Tod ihres geliebten Mannes und klagte weiter. »Trockne deine Tränen, junge Frau«, tröstete der Soldat, »was nützen sie deinem toten Manne? Er liegt hier unter der Erde begraben und kann dein Klagen nicht hören. Allah hat ihn von dieser Erde geholt, du aber sollst hier in Freuden weiterleben. Du bist schön und jung und hast noch ein Leben vor dir, das du nicht mit Wehklagen vergeuden sollst.« Da trocknete die Frau

zum erstenmal ihre Tränen und schaute den jungen schönen Soldaten an. »Ich habe meinem Mann Treue bis über den Tod hinaus geschworen«, sagte die Frau. »Du kannst ihm ja im Herzen die Treue halten, aber trotzdem einen anderen Mann mit deiner Schönheit erfreuen«, fuhr der Soldat fort. »Nein, ich habe meinem Manne auch versprochen, keines anderen Mannes Namen mehr zu tragen«. »Nimm den Namen nicht an, sei die Geliebte des Mannes. Ist das nicht noch schöner?« Und mit diesen Worten nahm der Soldat die Witwe in seine Arme und küßte ihr Gesicht. Der Soldat wußte einige Liebesgedichte, und die Frau wußte eine Antwort darauf. Bald lachten und scherzten sie miteinander, als wären sie schon alte Freunde. Sie vergaßen den jüngst begrabenen Toten unter sich und liebten sich, wie sich nur eine Frau und ein Mann lieben können. Als der Morgen graute, erinnerte sich der Soldat plötzlich seiner Pflichten. Er hätte ja den Dieb jagen sollen, und nun hatte er die Nacht in den Armen einer schönen Witwe zugebracht. Mit leeren Händen konnte er unmöglich vor den König treten. So besprach er mit seiner Geliebten seine Sorgen, und sie fanden zusammen einen Weg. Sie gruben den toten Wachtmeister aus, er hatte ungefähr das Alter des Diebes. Nur trug er einen kurzen Bart, und der Dieb hatte keinen. So schnitt der Soldat den Kopf des Toten ab, und die Witwe grub den Leichnam wieder ein. Sie weinte nicht dabei, denn ihre Liebe gehörte jetzt einem anderen. Der Soldat zupfte die Barthaare des Toten aus und machte sich auf den Weg, den Kopf des ›Diebes‹ dem König zu bringen, denn er erhoffte sich einen fürstlichen Lohn.

Aber noch eine andere Geschichte will ich dir erzählen, mein Sohn, damit sich dein Herz nie einer Frau zuwendet, denn glaube mir . . . sie alle sind untreu.

Es lebte einmal ein Wazir, der hatte auch eine sehr schöne Frau, und die liebte er sehr. Er hatte ihr ein kleines Schlößchen in einem Park bauen lassen, und so führte sie ein Leben, schöner als viele Königinnen. Auch sie mußte seine Liebe nicht mit anderen Frauen teilen — er hatte ihr ewige Treue geschworen und sie ihm auch. Einmal nun mußte der Wazir in einen großen Krieg ziehen, und er wußte nicht, ob er jemals wieder zurückkehren werde. Er verabschiedete sich von seiner jungen schönen Frau und nahm ihr das Versprechen ab, auch nach seinem Tode keinem anderen Manne zu gehören. Die Wazirenfrau schaute ihm weinend nach, und tiefe Trauer erfüllte sie. Sie hüllte sich in dunkle Gewänder und verbrachte die Tage einsam in ihren Gemächern. Ihre Sklavinnen versuchten sie etwas zu erheitern, doch es gelang ihnen nicht, die Wazirenfrau aus ihren düsteren Gedanken zu reißen. Da kam, einige Tage nachdem der Wazir Abschied genommen hatte, eine weißhaarige Alte zu der jungen einsamen Wazirenfrau. »Du bist viel zu jung und viel zu schön, um dein Leben in Einsamkeit und Trauer zu verbringen. Such dir einen anderen Mann, dem du deine Liebe schenken kannst«. Zuerst zögerte die junge Frau, als aber die Alte ihr einen schönen und reichen Juwelenhändler beschrieb, stimmte sie schließlich zu, sich mit ihm zu treffen. Schon am nächsten Tag ging sie in das Juwelengeschäft und wünschte Ohrgehänge zu sehen. »Bitte sehr«, sagte der Händler, »hier liegen sie.« »Können Sie mir etwas helfen... ich weiß nicht, für welche Gehänge ich mich entscheiden soll«, sagte die verschleierte Wazirenfrau. »Das müssen Sie selber wissen«, meinte der Händler, »alle sind auf ihre Art schön.« Die Wazirenfrau suchte lange und beobachtete aus ihren Seh-schlitzen heraus den Händler. Der aber schien sie überhaupt nicht zu beachten. Endlich nahm die Frau ein

Ohrgehänge heraus und zog ihren Schleier zurück. »Bitte befestigen Sie es an meinen Ohren . . . ich weiß nicht, wie man das macht.« »Das ist die Aufgabe deines Gatten, nicht meine«, antwortete der Händler. »Aber mein Gatte ist nicht hier. . . ich bin auf Schutz und fremde Hilfe angewiesen«, sagte die Frau und lächelte verführerisch. Da verstand der Juwelenhändler das echte Anliegen der Frau, und er beschrieb ihr sein Haus. »Dort im Garten kann ich dir noch vielen Schmuck anlegen.« Die Wazirenfrau schmückte sich für den Abend und ließ sich von einem Sklaven in das beschriebene Haus geleiten, schlüpfte durch ein Loch in der Mauer und befand sich in einem schönen Garten. Der Juwelenhändler kam auf sie zu und führte sie zu einem hübschen Platz an einem Bächlein. Sie ließen sich auf den Kissen und Teppichen nieder. Einige Sklavinnen machten Musik für die Liebenden, und der volle Mond kam hinter den Bäumen hervor. Nur er war noch schöner als die Wazirenfrau. Dieser gefiel das Leben so gut, daß sie jeden Abend in den Garten zu ihrem Geliebten eilte. Das nahm plötzlich ein Ende, als der Wazir aus der Schlacht zurückkehrte. Als ob nichts geschehen wäre, schenkte sie ihm ihre Liebe, die sie noch kurz davor dem Juwelenhändler gegeben hatte. Der Wazir hätte nichts von der Untreue seiner Frau bemerkt, hätte der Sklave seine Herrin nicht verraten. Als der Wazir von dem Betrug seiner Frau hörte, wurde er bleich vor Zorn. Dann ging er zu seiner Gemahlin und sagte: »Wollen wir heute nicht ein bißchen ausreiten? Das Wetter ist schön und nicht sehr heiß.« Gerne willigte die Untreue ein. Sie ritten hinaus in die Wüste, und an einer einsamen Stelle hielt der Wazir an, hob seine Frau ohne ein Wort zu sagen aus dem Sattel und band ihre Haare an dem Schwanz ihres Pferdes fest. Dann jagte er das Pferd in die Wüste hinaus und trieb

es solange weiter, bis von seiner Frau nichts mehr übrig war. So hatte diese untreue Frau ihren gerechten Lohn verdient.

Alle Frauen sind so untreu, glaube mir mein Sohn. Und die Männer, die sagen, ihre Frau sei treu, lügen, oder sie wissen nichts von der Untreue ihres Weibes. Denn die Frauen sind schlau und gebrauchen jede List, um ihren Gemahl zu hintergehen. Jeder Hund ist treuer als das Weib.«

Als der junge Prinz diese Geschichten gehört hatte, entschloß er sich, nicht zu heiraten. Und die Königin mußte ihre Vereinbarung wieder rückgängig machen.

DER KAUFMANN UND SEINE UNTREUE FRAU

Es war einmal — oder nicht? Doch, es war einmal ein Kaufmann. Der war sehr reich und hatte eine wunderschöne Frau. Er hatte auch einen guten Freund, der jeden Tag in seinen Dukan kam und ihm die Neuigkeiten der Stadt erzählte. Der Kaufmann wußte aber nicht, daß dieser Freund der Geliebte seiner Frau war und er sie jeden Tag besuchte, bevor er zu ihm in den Dukan kam. Nun kam eines Morgens der Kaufmann unerwartet nach Hause, denn er hatte etwas vergessen. Er klopfte an die Tür, und seine Frau öffnete ihm. »Was ist denn heute für ein Festtag, daß du deine schönsten Kleider angetan und dir deinen Hochzeitsschmuck umgelegt hast?« fragte der Kaufmann sein Weib erstaunt. »Oh liebster Mann«, erwiederte die Frau, »ich habe gefühlt, daß du kommen wirst. Dir zuliebe habe ich mich so schön gemacht.« Der Mann freute sich darüber, und so lange er sich die Schuhe auszog, huschte die Frau schnell ins Zimmer und half ihrem Freund in den Vorratskorb hinein, der unter

der Decke hing. Der Mann trat ins Zimmer und fragte erstaunt: »Warum hast du denn den Tee für zwei Leute gerichtet?« »Weißt du, Mann«, schmeichelte die Frau, »wenn ich allein bin, dann decke ich immet für dich mit. Und dann sitzt du in Gedanken bei mir, und dann erst kann ich den Tee genießen.« Darüber freute sich der gutgläubige und arglose Kaufmann wieder und ließ sich den Tee schmecken. Da entdeckte die Frau plötzlich, daß ihr Freund die Füße aus dem Korb baumeln ließ. Wenn das ihr Mann sähe! So nahm sie schnell ihr Tamburin und sagte zu ihrem Gatten: »Darf ich dir etwas vorsingen, mein Liebster?« »Aber gern!« freute sich der Kaufmann. Da schlug die Frau ihr Tamburin und sang:

»Mein Freund,
steck die Füße in den Korb,
steck die Füße in den Korb,
daß niemand dich entdecken mag.«

Der Freund verstand sogleich die Worte des Liedes, der Mann aber fand das Lied etwas sonderbar. In dem Augenblick, indem der Geliebte die Füße zurückzog, riß das Seil, und der Vorratskorb fiel zu Boden. »Bei Allah, was ist geschehen!« rief die Frau entsetzt und warf sich in die Arme ihres Mannes, und dabei deckte sie wie zufällig ihr Tamburin über seine Augen. Diesen Augenblick nutze der Geliebte und floh aus dem Zimmer und aus dem Haus. Die Frau ließ sich erschöpft zurücksinken, und der Mann tröstete sie: »Es ist nichts weiter geschehen, Liebe. Nur der Vorratskorb ist runtergefallen, wahrscheinlich war das Seil mürbe. Du brauchst dich nicht so zu erschrecken, ich werde den Korb wieder aufhängen«, sagte der Kaufmann.

Bald darauf verließ er sein Haus und ging in sein Geschäft zurück. Darin wartete sein Freund schon auf ihn.

»Heute weiß ich dir eine lustige Geschichte zu erzählen«, fing der Freund an, »sie ist wahr, denn ich habe sie selbst erlebt. Hör gut zu! Jeden Morgen, bevor ich dich besuche, gehe ich in das Haus eines Mannes, um seine Frau zu besuchen, die ich sehr liebe, denn sie ist schöner als der volle Mond. Heute war ich wieder bei ihr, und wir wollten eben unsere Tasse Tee zusammen trinken, als der Ehemann unerwartet nach Hause kam. Schnell half mir meine Geliebte in den Vorratskorb, der unter der Decke hing. Das war ein gutes Versteck, doch ich war so achtlos und ließ meine Füße heraushängen. Da holte die kluge Frau ihr Tamburin und sang dazu:

›Mein Freund,
steck deine Füße in den Korb,
steck deine Füße in den Korb,
daß niemand dich entdecken mag.‹

Ich verstand das Lied wohl und nahm meine Füße zurück. Da aber riß das Seil, an dem der Korb hing. Da wieder rettete mich die kluge Geliebte, indem sie ihr Tamburin über das Gesicht ihres Mannes warf. Ich konnte ungesehen entkommen. Der Mann... Ist er nicht tölpelhaft und arglos! Das ist doch eine wahrhaft lustige Geschichte, nicht wahr?« Vor Vergnügen klaschte sich der Freund auf die Schenkel. Der Kaufmann aber blickte finster drein. »Gehst du wirklich jeden Tag in das Haus?« »Aber natürlich, ich möchte doch meine Liebste sehen.« »Gehst du morgen auch hin?« »Sicher, ich habe es dir doch gesagt. Ich möchte jeden Tag in den Armen meiner Liebsten liegen.«

Am nächsten Morgen kehrte der Mann wieder, wie er glaubte, unerwartet nach Hause zurück. Doch die Frau war durch ihren Geliebten gewarnt worden und sah den Mann schon von weitem kommen. Sie wickelte ihren

Freund schnell in einen Teppich ein und stellte ihn aufrecht in eine Ecke. Der Mann trat wortlos ins Haus und schaute im Korbe nach und durchsuchte gründlich alle Räume. »Was suchst du, liebster Mann? Hast du etwas verloren und kann ich dir vielleicht helfen?« fragte die Frau. »Nein, nein, nichts!« antwortete der Mann barsch und verließ das Haus.

Bald danach traf der Freund den Kaufmann wieder in seinem Dukan. »Assalamaleikum«, grüßte er fröhlich. »Waleikum Asalam«, antwortete der Kaufmann wenig heiter. »Heute kann ich dir wieder eine lustige Geschichte erzählen«, fing der Freund an, »die gewiß wahr ist, denn ich habe sie eben selbst erlebt. Ich ging wieder in das Haus dieses Mannes, von dem ich dir gestern erzählt habe, um meine Liebste zu besuchen. Doch die kluge Frau sah ihren Mann schon von weitem sich dem Hause nähern. Sie rollte mich sorgfältig in einem langen Teppich ein und stellte ihn in eine Ecke, als wollte sie ihn zum Saubermachen ins Freie tragen lassen. Der Mann durchsuchte wütend das ganze Haus, doch er konnte mich nicht finden! Der Tölpel!« Der Kaufmann wurde blaß vor Ärger und fragte den Freund: »Gehst du morgen wieder in dieses Haus?« »Aber natürlich, ich muß doch meine Liebste sehen.«

Diesmal nahm sich der Mann vor, so lange das Haus zu durchsuchen, bis er seinen untreuen und boshaften Freund gefunden hätte. Und die Frau nahm sich vor, ihren Geliebten so gründlich zu verstecken, daß ihn niemand finden könnte. Als sie ihren Mann nahen sah, schloß sie die Wäschekiste auf und drückte die Kleidung und die Wäsche darin ganz eng zusammen. Sie ließ ihren Freund hineinschlüpfen und schloß die Kiste wieder ab. Der Mann, nach Hause zurückgekehrt, durchsuchte das Haus den ganzen Vormittag, doch er konnte den Freund

nicht finden und kehrte verbittert in seinen Dukan zurück.

Bald darauf besuchte ihn dort sein boshafter Freund. »Heute kann ich dir wieder eine lustige Geschichte erzählen. Sie ist bestimmt wahr, denn ich habe sie eben selbst erlebt. Ich besuchte heute wieder meine Liebste im Hause des dummen Mannes. Dieser kehrte zurück, um mich zu überraschen, aber die Kluge hatte mich diesmal in ihrer Wäschetruhe versteckt und hatte abgeschlossen. Der Mann, der Tölpel, suchte wieder ganz umsonst!« »Erzählst du diese Geschichten auch anderen Leuten?« wollte der Kaufmann wissen. »Sicher, jedem der gerne eine lustige Geschichte hören möchte, erzähle ich meine Erlebnisse.« »Gut, dann kommst du morgen abend zu mir und erzählst sie meinen Gästen, die wollen auch gerne etwas zu lachen haben«, sagte der Kaufmann.

Er ging und lud die Eltern und Brüder der Frau ein und sagte zu ihnen: »Eure Tochter ist untreu und betrügt mich. Heute abend wird jemand zu mir kommen und euch alles erzählen. Kommt zu mir und seid meine Gäste!« Als die Frau sah, daß ihr Geliebter mit ihren Verwandten zusammen geladen war, wußte sie, um was es ging. Sie gab ihrem Freund ein geheimes Zeichen, doch bloß zu schweigen, sonst sei ihr Glück verflogen. Als alle Gäste gut gespeist hatten, forderte der Kaufmann seinen Freund auf, nun seine lustigen Geschichten zu erzählen. »Welche lustigen Geschichten denn?« fragte der Freund erstaunt. »Nun, du weißt doch diese, die du mir jeden Tag in meinem Dukan erzählst, und die du heute abend auch erzählen wolltest.« »Ich soll dir Geschichten im Dukan erzählt haben? Ich glaube dir träumt! Auf Wiedersehen! Gott behüte dich!«

Nun wurden die Verwandten der Frau sehr böse, daß der Kaufmann so schlechte Dinge über ihre Tochter ge-

sagt hatte und sie nun nicht bezeugen konnte. Sie schlügen auf den armen Mann ein und beschimpften ihn. Der betrogene Kaufmann schied sich von seiner Frau, ließ seinen Dukan zurück und zog als armer Mann in die Welt. Er ward nie wieder gesehen.

DER KAHLKÖPFIGE MEISTERDIEB

Es war einmal — oder nicht? Doch, hört gut zu... es war einmal ein Mann, der war so arm, daß er sich sein täglich Fladenbrot nicht kaufen konnte. Da entschloß er sich, zu arbeiten. Der Mann war aber nicht wie alle anderen, er hatte kein einziges Haar auf dem Kopf, obwohl er noch jung war. So lachten ihn die anderen Leute aus und wollten ihm nicht helfen oder Arbeit geben. So mußte sich der Glatzköpfige immer selber helfen und wurde daher ganz schlau. Er suchte Arbeit nicht in seinem eigenen Dorf, sondern ging in die Stadt. Dort arbeitete er bei einem Fleischer, der ihm dafür Tee und Brot gab. Der Glatzköpfige war fleißig und ehrlich, und so gewann ihn der Fleischer lieb und vertraute ihm. Als dieser das spürte, sagte er eines Abends zu seinem Herrn: »Wir sind eigentlich dumm. Wir arbeiten den ganzen Tag und sind trotzdem nicht reich. Ich wüßte einen einfachen Weg, um schnell reich zu werden.« »Was für einen Weg kennst du?« fragte der Fleischer. »Wir dringen nachts in die Schatzkammer des Königs ein, und jeder nimmt soviel er tragen kann.« »Aber die Schatzkammer ist doch bewacht, wie sollen wir da hineinkommen?« »Das laß nur meine Sorge sein, ich habe mir einen guten Plan ausgedacht«, sagte der Glatzköpfige. Am nächsten Tag machten sich die beiden bei anbrechender Dunkelheit auf den Weg und gingen vorsichtig zum

Schloß des Königs und kletterten den Schatzturm hinauf. Voraus kletterte der Kahle, der lautlos ein Loch in die Lehmmauer hackte, eben gerade groß genug, um hindurchzuschlüpfen. Die beiden füllten ihre Säcke mit Gold und machten sich unbemerkt wieder davon.

Als die Soldaten den Diebstahl am nächsten Morgen entdeckten, konnten sie die Diebe nicht mehr finden, so sehr sie auch suchten. Da befahl der König, unter dem Loch in der Mauer des Schatzturmes einen tiefen Schacht auszuheben. »Denn wenn der Dieb wieder zurückkommt, wird er in die Falle gehen, und wir haben ihn«, sagte der König.

Am nächsten Abend machten sich der Kahle und der Fleischer wieder auf den Weg zum Schloß. Sie wollten noch mehr Gold haben. Diesmal stieg der Fleischer voran, er hatte jetzt keine Angst mehr. Er hielt seinen Blick gierig auf die Goldhaufen gerichtet und bemerkte so den Schacht nicht und plumpste hinein. Er rief dem Kahlen um Hilfe, und der kam auch und hieb ihm mit einem Schlag den Kopf ab und setzte ihm dafür einen großen Kürbis auf. Dann wickelte er einen Turban um den Kürbiskopf. Das Gewehr aber legte er ihm so in die Hände, daß es gerade auf die Türe zielte. Dann sprang der Kahle über den breiten Graben, lud sich seinen Sack voll Gold auf und konnte sich unbemerkt davonschleichen.

Als die Soldaten am nächsten Morgen nachschauten, ob ein Dieb in die Grube gefallen sei, erschraken sie sehr. Denn da hockte ein Dieb mit einem riesenhaften Kopf in der Grube und hielt das Gewehr genau auf sie gerichtet. Die Soldaten liefen schnell zum König und berichteten, was sie gesehen hatten. Der König lachte und sagte: »Oh ihr Esel! Ich werde selber gehen und den Dieb herausziehen und ihn ins Gefängnis werfen.« Als der

König aber die Tür zur Schatzkammer geöffnet hatte und den riesengroßen Kopf und den Gewehrlauf auf sich gerichtet sah, bekam auch er Angst und schloß die Türe schnell wieder zu. Er befahl einem Gefangenen, den Dieb aus der Falle zu ziehen. Der Gefangene hatte auch große Angst, aber er mußte sich dem Diebe nähern. Da plötzlich fing der Gefangene laut zu lachen an und rief: »Der ist ja tot! Der hat ja gar keinen Kopf mehr! Der hat ja einen Kürbiskopf!« Der König und die Soldaten kamen nun auch näher und mußten sich eingestehen, daß sie sich vor einem Kürbiskopf gefürchtet hatten. »Aber diesmal bekommen wir den schlauen Dieb!« sagte der König ärgerlich. Er befahl, einen Weg zum Schloß mit Goldstücken zu belegen. Die Soldaten versteckten sich hinter Bäumen und warteten auf den Dieb. Denn der würde gewiß kommen und sich nach den Goldstücken bücken, glaubte der König. Die Soldaten wachten die ganze Nacht. Aber sie sahen niemanden, der sich nach den Goldstücken gebückt hatte. Nur ein Wanderer war des Wegs gekommen, aber der hatte nicht einmal das Gold gesehen. Doch am Morgen waren trotzdem alle Goldstücke verschwunden! Der König wurde sehr böse und ließ seine Soldaten zur Strafe verprügeln. Zur selben Zeit kratzte sich der Kahlköpfige zu Hause die Goldstücke von den Schuhsohlen, die er mit Leim beschmiert hatte. Denn *er* war der nächtliche Wanderer gewesen.

Aber nun dachte sich der König eine Falle aus, in die der Dieb bestimmt gehen würde. Der König hatte ein großes und böses Kamel, das biß jeden tödlich, der sich in seine Nähe wagte. Dieses Kamel nun ließ der König auf einer Weide in der Nähe des Schlosses anpflocken und über und über mit Schätzen beladen. Diesmal brauchte er keine Soldaten als Wache, das Kamel würde

schon alleine mit dem Dieb fertig werden. Bei Dunkelheit näherte sich der Kahle dem Kamel und hielt ihm besondere Kräuter entgegen, von denen er wußte, daß Kamele sie besonders gerne fressen. So reckte auch dieses gefährliche Kamel seinen Hals nach den Kräutern — und in diesem Augenblick schlug ihm der Kahle mit einem Schwert den Kopf ab. Schnell lud er die Schätze und das Kamel auf einen mitgebrachten Karren und fuhr alles zu sich nach Hause. Dort häutete es das Tier vorsichtig und stopfte die Haut mit Lappen, Unrat und Lehm aus. Dann nähte er die Haut wieder so zusammen, daß das ausgestopfte Kamel wie ein echtes aussah. Er brachte es zurück an die alte Stelle vor dem Schloß, da stand es nun reglos im Morgengrauen.

»Wie ist das möglich?« staunten die Soldaten, »die Schätze sind weg und der Dieb auch, und das Kamel steht reglos da.« Vorsichtig näherten sich die Soldaten dem Kamel, und als sie dicht vor ihm standen, merkten sie, daß das Kamel überhaupt nicht mehr lebte, sondern daß es ausgestopft war. Als die Soldaten dem König berichtet hatten, was sie gesehen hatten, da war der König sehr böse, schon wieder getäuscht worden zu sein, und er sagte: »Diesmal hat sich der Dieb seine Falle selbst gestellt.« Er befahl, daß ab sofort kein Kamel in der Stadt geschlachtet werden dürfte und ließ seine vierzig weisen alten Frauen zu sich rufen. Diese alten Frauen dienten dem König in geheimen Aufträgen. Sie hörten sich um und konnten ihm viele wichtige Dinge erzählen. Diese Frauen beauftragte der König nun, in allen Häusern nach Kamelfleisch zu suchen und versprach der Finderin einen reichen Lohn. So gingen die alten Frauen in die Stadt, und eine kam auch in die Hütte des Kahlen. Sie klopfte an die Tür, und die Frau des Glatzköpfigen, die gerade allein zu Hause war, öffnete. »Oh, gute schö-

ne Frau«, jammerte die Alte vor der Tür, »erbarmt euch meiner und helft mir!« »Ja, was ist euch denn zugestossen, kommt herein liebe Mutter!« »Mein jüngster Sohn, der einzige, der mir von fünf Knaben geblieben ist, ist schwer krank, und der Hakim sagt, ich müßte ihm frisches Kamelfleisch zu essen geben, dann würde er wieder gesund. Aber ich konnte in der ganzen Stadt kein Kamelfleisch finden, vielleicht könnt ihr mir helfen? Gebe ich meinem Sohn kein Kamelfleisch, dann muß er sterben, und ich bin ganz alleine auf der Welt!« Dann fing die Alte wieder zu klagen und zu weinen an. Da sagte die Frau des Glatzköfigen: »Doch, ich kann dir etwas frisches Kamelfleisch geben, nur sag bitte niemandem etwas davon. Mein Mann hat es mir verboten.« »Nein, nein, bei Allah, gewiß nicht«, sagte die Alte. Danach ging die Frau über den Hof in die Viehküche, schnitt ein Stück gutes Kamelfleisch ab und brachte es der Alten. Die wickelte das Fleisch in ein Tuch und sagte: »Allah segne dich und dein Haus und lasse dir viele gesunde Söhne gedeihen.« Mit vielen Segenswünschen auf den Lippen trat sie aus dem Haus.

Da traf sie auf den Kahlen. »Assalamaleikum, Mütterchen, was hast du denn in unserem Haus für Geschäfte gehabt?« fragte der Kahle. »Oh, ich habe deiner Frau einen meiner Hüte verkauft.« »Ich möchte auch gerne einen kaufen, darf ich sie sehen?« Die Alte antwortete nicht und wollte weitergehen. Da packte der Kahle sie am Arm. »Ja, ja, ich will euch die Wahrheit sagen«, jammerte die Alte, »deine gute Frau, Allah beschütze sie ewiglich, hat mir etwas Fleisch für meinen kranken Sohn gegeben. Ich will schnell nach Hause eilen und es für ihn kochen, drum bitte, haltet mich nicht länger auf.« »Was, so wenig Fleisch hat dir meine geizige Frau gegeben? Davon kann dein Sohn doch nicht gesund wer-

den! Wir haben noch viel mehr Fleisch, komm mit, damit ich dir noch mehr geben kann.« Nur zögernd folgte die Alte dem Kahlen in das Haus, das sie nie mehr verlassen sollte. Alle Frauen kamen ohne Kamelfleisch zu ihrem Herrscher zurück, und als er die Frauen zählte, merkte er, daß eine fehlte. »Also hat der schlaue Dieb die Falle schon wieder bemerkt«, sagte der König ärgerlich.

Am nächsten Tage wurde dem König erzählt, ein Dieb hätte den Minister bei einer öffentlichen Gerichtssitzung übertölpelt. Er hatte seine eigene Kleidung mit der Robe des Ministers vertauscht und dann seine Tochter entführt. Da wurde der König noch ärgerlicher, denn er wußte, daß dies wieder der schlaue Dieb gewesen war. Ja, es war wirklich der Kahle gewesen. In seiner Ministerrobe ging er zu einem Fleischer und sagte: »Gib mir einen Kuhmagen und ein Pfund Fleisch.« Der Fleischer gab ihm den Kuhmagen und wollte ihm eben noch das Fleisch reichen, da hieb der Kahle mit dem Säbel des Ministers dem Fleischer die Hand ab und ritt schnell davon. Am Abend ging er zum Schloß und kloppte an. Er wollte zur Prinzessin, sagte er, er habe ihr eine wichtige Nachricht zu überbringen. Und so wurde der Kahle vor das Gemach der Prinzessin geführt. »Assalamaleikum«, grüßte er höflich, »ich bin der große Dieb, den ihr sucht.« »Ei«, sagte die Prinzessin, »du bist der kahlköpfige Teufel. Warum stellst du dich mir?« »Ich bereue alle meine Untaten«, sagte der Kahle mit trauriger Stimme. »Gut, gut«, sagte die Prinzessin, »morgen werden sie dich sicher hängen. Heute nacht bleibst du vor meiner Tür. Es ist zu spät, den König und seine Minister noch zu wecken. Zwei Soldaten werden dich bewachen.« Also legte sich der Kahle vor die Tür der Prinzessin schlafen, und zwei Soldaten bewachten ihn.

Nach einiger Zeit sagte der Kahle: »Ich muß raus und pinkeln gehn, einer von euch soll mich bewachen.« Ein Soldat ging mit und hielt ihn fest am Handgelenk. Als sie aber in der Nähe der Mauer waren, sagte der Schlaue zum Soldaten: »Halt du jetzt diese Hand, ich brauche die andere.« Also nahm der Soldat die andere Hand... aber der Kahle hatte ihm die abgehackte des Fleischers gegeben. Zugleich legte er den Kuhmagen auf die Mauer und stieß ihn auf, daß es plätscherte. Dann machte er sich schnell aus dem Staub.

Der Soldat stand und stand, die Hand fest umfaßt — und es plätscherte noch immer. Da schaute er nach dem Dieb... und was sah er? Nichts! nur einen Arm ohne Mann und auf der Mauer einen Kuhmagen, aus dem es plätscherte. Da hatte ihn der kahle Teufel also auch betrogen! Aber das konnte der Soldat nicht vor dem König eingestehen. So nahm er den Arm und trat am nächsten Morgen vor den König und sagte: »Mein König! Ich hatte gestern mit dem großen Dieb einen schweren Kampf. Er versuchte, mich dicht an der großen Mauer zu überwältigen. Da wehrte ich mich tapfer und schlug dem Teufel den Arm hier ab. Der Dieb aber konnte über die Mauer entkommen.« »Brav getan«, lobte der König seinen Soldaten, »nun wird es ein leichtes sein, den Dieb zu finden. Laßt in der Stadt solange suchen, bis ihr den Einarmigen gefunden habt, dem dieser Arm gehört!«

Nun suchten und suchten die Soldaten des Königs nach dem Einarmigen, bis sie den armen Fleischer fanden. Sie schleppten ihn vor den König — und der abgehackte Arm paßte ihm! Aber der Fleischer beteuerte seine Unschuld und erzählte, wie ihm der Arm abgehackt worden war. Auch die Prinzessin sagte, der Dieb hätte gestern ganz anders ausgesehen. Da wurde der Fleischer frei-

gelassen, und der König mußte sich eingestehen, daß er schon wieder betrogen worden war. »Nun will ich nicht länger König sein, denn es ist einer im Lande, der ist klüger als ich mit allen meinen Ministern und Soldaten. Soll *er* forthin König sein!« Dies ließ der König in der ganzen Stadt ausrufen, und der Glatzköpfige kam und ließ sich auf seine Glatze die Krone setzen, die fast herunterfiel. Der Glatzköpfige regierte klug und weise, und es gab keinen Dieb im Lande, den er nicht aufspürte.

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er auch uns ein glückliches schenken.

DAS MÄRCHEN VON DELCHAK

Delchak war ein armer Mann. Er lebte in der Stadt und verdiente gerade soviel, daß er sich sein täglich Brot kaufen konnte. Da hörte er eines Tages, daß die Prinzessin wunderschön sei. Da kam der Wunsch in ihm auf, dieses schöne Mädchen einmal zu sehen. Den ganzen Tag dachte er nur an die schöne Prinzessin und wurde dabei ganz traurig, denn für ihn war es unmöglich, die Prinzessin zu sehen oder gar zu sprechen. Weinend ging er aus der Stadt heraus. Da begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn: »Warum bist du denn so traurig? Sprich!« »Ich kann es dir nicht sagen, denn du wirst mich doch nicht verstehen«, sagte Delchak. »Oh, doch, vielleicht kann ich dir helfen«, meinte der Fremde. Da erzählte Delchak ihm von seinem großen Wunsch, die schöne Prinzessin einmal zu sehen und mit ihr zu sprechen. Aber er wußte nicht einmal, wo der Palast lag. »Ich will dir helfen«, sagte der Fremde. »Wie ist das möglich«, fragte Delchak, »du bist doch ebenso arm wie ich?« »Laß das

nur mich machen und tu alles, was ich dir sage«, antwortete der Mann.

Die beiden gingen weiter. Da sahen sie einen Hirten, der seine Schafe weidete. Der Mann ging auf den Hirten zu: »Hier hast du Geld, gib mir dafür dein kleinstes Lämmchen.« Der Hirte suchte ein kleines schwarzes Tier aus und gab es den Männern. Die beiden grüßten und gingen weiter.

Doch bald kam der Mann wieder zu dem Hirten zurück und sagte: »Ich habe dir doch eben Geld gegeben für das Lämmchen. Das Geld behältst du und bekommst das Lämmchen noch dazu. Dafür aber gibst du mir ein größeres Schaf.« »Gern«, antwortete der Hirt und suchte ein größeres Tier aus der Herde aus. Der Fremde verabschiedete sich und zog das Schaf an einem Strick hinter sich her.

Nach kurzer Zeit kam der Mann wieder zu dem Hirten zurück. »Du hast von mir Geld und ein Lämmchen für dieses Schaf bekommen.« »Oh, das stimmt«, sagte der Hirte. »Gut, du behältst das Geld und das Lämmchen und bekommst dazu noch das große Schaf. Dafür gibst du mir einen Hammel.« »Damit bin ich einverstanden«, sagte der Hirte, der glaubte, einen guten Tausch gemacht zu haben.

Der Mann ging mit dem Hammel zu Delchak, der im Schatten eines Maulbeerbaumes auf ihn gewartet hatte. »Schau mal, was für einen schönen Hammel ich für so wenig Geld bekommen habe!« Delchak staunte sehr und lobte den Handel.

Die beiden liefen und liefen und liefen, bis sie zum Palast des Königs kamen. »So«, sagte der Mann zu Delchak, »jetzt machst du alles, was ich zu dir sage. Dort oben in diesem Turm hinter diesem kleinen Fenster wohnt die Prinzessin.« Und der Mann band die Beine des Hammels

zusammen und schlug mit einem Stock auf ihn ein, und rief laut dazu: »Tötet ihn! Tötet ihn!« Delchak faßte ebenfalls einen Stock und rief laut mit: »Tötet ihn! Tötet ihn!« Als die Prinzessin dieses Geschrei in ihrem Zimmer hörte, befahl sie einer Sklavin hinunterzugehen, um nachzuschauen. Lachend kam die Sklavin wieder und erzählte: »Da sind zwei ganz dumme Männer, die versuchen mit einem Stock einen großen Hammel zu schlachten und rufen immerzu: »Tötet ihn! tötet!« »Wahrscheinlich sind sie so arm, daß sie kein Messer haben. Geh hinunter, bring ihnen ein scharfes Messer und zeige ihnen, wie man einem Hammel schlachtet«, sagte die Prinzessin. Die Sklavin ging zu den Männern und gab ihnen ein scharfes Messer. Die beiden sägten nun mit der stumpfen Seite des Messers an der Kehle des Hammels herum. Die Prinzessin schaute oben zum Turmfenster heraus und lachte sehr. »Die beiden haben wohl noch nie ein Messer in der Hand gehalten. Los, Kaniza, zeig ihnen wie man damit umgeht!« Nun zeigte die Sklavin den Männern, wie man ein Messer hält, und die Männer schlachteten den Hammel. Wieder nahmen sie die Stöcke und schlugen auf das tote Tier. »Häutet es! Häutet es!« riefen sie. Da mußte die Sklavin den Männern wieder zeigen, wie man ein Tier häutet. Dann sammelte Delchak etwas Holz zusammen und legte den Hammel obendrauf und rief: »Kocht es! Kocht es!« Da mußte die Prinzessin über die Dummheit dieser Männer wieder sehr lachen und befahl ihrer Sklavin, einen Topf zu bringen, damit sie das Fleisch darin kochen konnten. Aber Delchak stellte den Topf verkehrt herum und legte den Hammel oben auf den Boden des Topfes. Da mußte die Kaniza wieder helfen und das Feuer anmachen. Als das Fleisch gar war, sahen sich Delchak und der Mann dumm an. »Wie sollen wir das essen? Ich glaube da ist

dein Mund«, und Delchak deutete dem anderen auf die Brust. Da mußte die Prinzessin so herhaft lachen, und sie befahl ihrer Sklavin, die beiden heimlich heraufzuführen, um ihnen das Essen beizubringen. Delchak durfte in das Gemach der Prinzessin, der Mann ging mit der Sklavin. Da fütterte nun die schöne Prinzessin den armen Delchak und zeigte ihm, wie man isst. Delchak war ein gelehriger Schüler und konnte bald alleine essen. Trotzdem blieb er noch da und sang und lachte mit der Prinzessin bis zum Morgengrauen. Da schlich er ungeschen die Treppen hinunter. Wie dankte er da dem Fremden! Und ihr, die ihr mir zuhört, habt ihr auch gut aufgemerkt und gelernt, wie man seine Liebste sehen und sprechen kann?

Allah hat dieses Schicksal so glücklich bestimmt, möge er auch unseres gütig lenken.

ALLES KOMMT VON GOTT

Es war einmal — oder nicht? Doch, es war einmal ein König... doch unser aller König ist Allah, dessen Name gelobt sei! Gewißlich. Gut, hört zu. Dieser König hatte eine Tochter. Die rief er einmal zu sich, als er alle Männer der Stadt unter seinem Palast versammelt hatte. Er hatte jedem von ihnen ein Stück Brot geben lassen und sagte zu seiner Tochter: »Sieh«, sagte er, »was für ein gütiger und mächtiger Herrscher ich bin! Alle diese vielen Männer kann ich speisen.« »Ja«, antwortete die Tochter, »du bist wahrlich sehr mächtig, aber schließlich kommt alles von Gott. Er allein gibt den Menschen ihr tägliches Brot.« Da wurde der König sehr böse, denn er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt. »Du sollst an

deinem Leibe spüren«, rief er zornig, »wer dich ernährt. Gott oder ich!«

Er suchte für seine Tochter den ärmsten Mann des Landes aus und ließ gleich einen Mullah zur Trauung kommen. Dann nahm er seiner Tochter alle Kleider weg und gab ihr dafür ärmliche Lumpen und schickte sie mit ihrem Manne auf die Straße.

Sie liefen und liefen und liefen, bis sie an eine verfallene Lehmhütte gelangten, in der die Mutter des armen Mannes wohnte. Der König hatte aber vergessen, dem Mädchen den Ring vom Finger zu nehmen. Den gab das Mädchen nun ihrem Mann, daß er ihn verkaufen sollte und schickte ihn in die Stadt. Vom Erlös des Ringes konnten sie einige Zeit leben, so lange, bis der Mann Arbeit bei einem Reichen gefunden hatte. Dort bekam er einige Rupa Lohn und Essensreste, die er mit nach Hause brachte. Die Prinzessin aber war sehr fleißig in Haus und Garten.

Jeden Abend ging der Mann zum Fluß hinab und brachte den Fischen den Abfall aus der Küche. Da saß er dann immer noch eine Weile am Ufer und sprach mit den Fischen und erzählte ihnen vom Leben der Menschen.

Eines Tages zog nun der Reiche in den Krieg, und der arme Mann mußte auch mitgehen. Da ging er wieder zu den Fischen und brachte ihnen zum letzten Mal den Abfall und erzählte ihnen, daß er mit in den Krieg ziehen müßte und nicht wußte, ob er jemals zurückkehren werde. Da schwammen die Fische ans Ufer, und jeder brachte ein Körnchen Sand in seinem Maul und legte es dem Manne in die Hand. Der freute sich über das Geschenk der Fische gar sehr und steckte den Sand in die Tasche. Dann ging er nach Hause und verabschiedete sich von seiner Frau und von seiner Mutter.

Er war schon auf dem Weg zu seinem Herrn, da fiel ihm das Geschenk der Fische ein, und er eilte noch einmal zurück und brachte es seiner Frau. »Das haben mir die Fische geschenkt«, sagte er, »ich mag den Sand nicht einfach wegwerfen.« »Gut«, antwortete die Frau und sah wohl, daß dies kein gewöhnlicher Sand war, sondern lauter kleine Brillanten. Aber sie sagte nichts.

Der arme Mann zog nun mit seinem Herrn gegen den Feind. Auf dem Weg ins Feindesland mußten die Soldaten mit ihren Tieren durch eine weite, wasserlose Steppe. Endlich kamen sie an die Wasserstelle... es war ein tiefer Brunnen. Doch niemand wagte es, in dieses dunkle Loch hinabzusteigen, obwohl alle schrecklichen Durst litten. Da sagte der Herr zu seinem Diener: »Steig du hinab in den Brunnen und schöpfe Wasser für uns!« »Ich bin dein Diener«, antwortete der arme Mann, »und mache alles, was du verlangst.« So banden nun die Männer ihre Turbane ab und knoteten sie so aneinander, daß ein langer Strick daraus wurde. Das eine Ende banden sie um die Hüfte des Dieners und ließen ihn dann in das Dunkel des Brunnens hinab. Die übrigen Turbane banden die Soldaten ebenfalls zusammen und knüpften einen Tonkrug an das eine Ende, und den ließen sie auch in den Brunnen hinab.

Als der Mann nun unten im Schacht des Brunnens angekommen war, stellte er sich auf einen Mauervorsprung und begann, den Tonkrug mit Wasser zu füllen. Und seine Kameraden zogen ihn wieder hoch. Es war ganz finster im Brunnen, und er konnte die Wasseroberfläche nur am Spiegelbild der Brunnenöffnung erkennen. Er füllte den Krug sooft, bis die Menschen und die Tiere ihren Durst gestillt hatten. Und dann wollte er sich wieder hochziehen lassen. Da hörte er plötzlich eine tiefe Stimme aus dem Dunkel, die sagte: »Bleib hier, ich,

der Brunnenriese, will dich fressen!« »Gut«, sagte der Diener, »ich bin in deiner Hand. . . mach mit mir, was du willst.« Der Riese war über diese Antwort so erstaunt, daß er laut zu lachen begann. »Du gefällst mir«, sagte er, »schau, was ich hier habe!« Und er zeigte dem Diener einen Papagei und einen Frosch. »Ich liebe Frösche auch so sehr¹«, sagte der Mann, »deshalb werde ich in den Krieg ziehen, um sieben Frösche zu erobern. Komme ich wieder zurück und war die Schlacht erfolgreich, dann bringe ich auch dir einen Frosch mit.« Da freute sich der Riese sehr, daß er einen Burschen gefunden hatte, der auch die Frösche so liebte wie er selbst. Zum Abschied schenkte der Riese ihm drei Granatäpfel und sagte: »Schneide sie aber erst zu Hause auf!« Der Diener verbarg die drei Granatäpfel in seinem weiten Hemd und erzählte niemandem, als er wieder hinaufgezogen worden war, etwas von seinem Erlebnis mit dem Riesen.

Nun zogen sie alle in die Schlacht und gewannen sie ruhmreich nach einem harten Kampf. Auf dem Rückweg fing der Diener sieben Frösche. Er stieg auch wieder in den Brunnen hinein, um Wasser für die Soldaten und Tiere zu schöpfen. Und als er mit seiner Arbeit unten im Brunnen fertig war, da hörte er die Stimme des Riesen wieder, und die sprach: »Nun, habt ihr eure Schlacht gewonnen und die sieben Frösche erobert?« Da antwortete der Diener: »Ja, wir haben die Schlacht gewonnen und die sieben Frösche . . . schau, hier sind sie. Sind das nicht schöne Frösche? Einen davon will ich dir schenken, wähl dir nur einen aus!« Der Riese lachte und nahm sich den dicksten Frosch. Und dafür schenkte er dem Manne einen Kürbis. Den sollte er aber erst zu Hause aufschneiden und essen. Und der Mann bedankte sich bei dem Brunnenriesen dafür.

Wieder erzählte er niemandem von seinem Erlebnis im Brunnen und versteckte seinen Kürbis. Die Soldaten zogen alle nach Hause, und auch der Diener eilte zu seiner Hütte. Doch er fand sie verlassen und leer. Da legte er sich auf den Boden und weinte bitterlich. Jetzt war er gesund aus der Schlacht zurückgekehrt, und seine Frau und seine Mutter waren verschwunden!

Da hörte er plötzlich eine Stimme über sich. Die sagte: »Steh auf, ich will dich zu deiner Frau und zu deiner Mutter führen.« Doch der Mann stand nicht auf und antwortete auch nicht.

Da kehrte der Diener, den die Prinzessin in die alte Hütte hatte schicken lassen, zurück in ihr prächtiges neues Schloß. Denn die Prinzessin hatte aus den Brillanten der Fische ein großes schönes Schloß errichten lassen, und in dem lebte sie mit der Mutter ihres Mannes.

Die Prinzessin schickte den Diener, der ihren Mann holen sollte, noch einmal in die alte Hütte zurück, aber auch diesmal kam er nicht mit. Er schenkte dem Diener keinen Glauben und wollte lieber den Tod erleiden. Da ging die Prinzessin selber, in ihre schönsten Gewänder gekleidet, zurück in die alte Hütte zu ihrem Mann. Und als der nun ihre Stimme hörte, da stand er auf und folgte ihr in das neue Schloß. Sie erzählte ihm, daß dieses Schloß ein Geschenk der Fische gewesen sei... und wie sie das sagte, da erinnerte sich der Mann an das Geschenk des Brunnenriesen, und er eilte zurück in die alte Hütte, wo er die Früchte vergessen hatte. »Leider sind sie schon faul und ungenießbar geworden«, sagte er und gab sie seiner Frau. Aber die schnitt die Früchte trotzdem auf — und siehe da! die Kerne des Granatapfels waren lauter Rubeinen, und die Kerne des Kürbisses waren lauter Edelsteine! Von diesen Steinen konnten sie ein ganzes Leben glücklich und ohne Sorgen leben.

Der arme Mann kleidete sich in schöne Kleider und machte sich zum Schlosse des Königs auf und lud ihn ein zu sich und seiner Frau. Zuerst wollte der König dem Fremden nicht glauben, da er aber in so vornehme Gewänder gekleidet war, mochte er ihm seine Bitte nicht abschlagen. Und er folgte ihm in sein Schloß, denn er hatte den armen Mann nicht erkannt. Und wie erstaunt war er dann, als man ihn in das herrliche Schloß führte und er seine Tochter als Herrin darin fand! Es gab ein großes Festmahl, und der König fragte seine Tochter: »Wo hast du denn all diesen Reichtum her? Ich habe dich doch mit dem Ärmsten der Armen verheiratet.« »Von Gott«, sagte die Tochter. Da war der König sehr beschämt, und er bat seine Tochter um Verzeihung und drückte sie an seine Brust.

ANMERKUNGEN

von *Diether Röth*

1. Der Prinz mit dem Zauberpferd

EB 213 (zweite Gruppe). Vgl. AT 552 und AT 302
Erzählt von der alten Frau (Hazara)

Das Märchen ist in der vorliegenden Form bei AT nicht belegt. Obwohl es die meisten seiner Motive mit anderen dort erfaßten Märchen teilt, ist es wohl nicht nur, wie Spies 315 annimmt, »aus verschiedenen Motivreihen zusammengesetzt«, sondern ein selbständiger Typ. Das legen jedenfalls die zahlreichen türkischen Varianten nahe (26 bei EB, davon 11 zur zweiten Gruppe gehörend), ferner Leskien Nr. 23 (Serbokraten), Munkácsi 58-71 (Osseten) und andere. Der dritte Riese, der wegen seiner Größe nicht getötet werden kann, entspricht dem Riesen der türkischen (EB 213 V) und dem unsterblichen Kostschej russischer Märchen, die ebenfalls hierher gehören (Afanas'jevs Fassungen, deutsch in »Russische Volksmärchen«, hrsg. von Erna Pomeranzewa, Berlin 1964, Nr. 30 und Löwis of Menar »Russische Volksmärchen«, Jena 1921, Nr. 29, ferner »Belorussische Volksmärchen« hrsg. von L. G. Barag, Berlin 1966, Nr. 27 mit Varianten). Er ist unsterblich deshalb, weil seine Seele außerhalb seiner in anderen Tieren oder Gegenständen verborgen ist (AT 302), ein Motiv, das der afghanischen Fassung fehlt. In den Varianten, auch den russischen, wird die Episode mit den Tierschwägern ausführlicher erzählt; hier ist sie ganz abgeblaßt. In der Regel beleben sie den vom Riesen eingeholten und zerstückelten Helden wieder, ehe diesem mit Hilfe des nun erlangten Zauberpferdes endgültig die Wiedergewinnung der Braut gelingt. Anstelle der Tierschwäger nehmen nicht selten drei Blutsbrüder die Verlebendigung des

zerstückelten Helden vor, so daß das Märchen dann mehr AT 302 B entspricht (so in zahlreichen griechischen Märchen, Megas Nr. 42). Auch ungarische Märchen sind wohl verwandt (FFC 81) 300 I und »Goldkugel« 52 ff.)

1. vgl. Jungbauer 77
2. der Vergleich mit dem Vollmond ist besonders in türkischen Märchen sehr beliebt, so u. a. Giese 9. 78. 103. 111, Boratav 36. 82. 110. Munkácsi
3. vgl. Dirr 41
4. auch Koh-i-Akhzar, Koh-i-Zamurrad: der Grüne oder Smaragdberg. Nach der alten arabischen Kosmologie liegt das Gebirge Qaf am Ende der Welt oder umschließt die als Scheibe gedachte Erde wie ein smaragdgrüner Ring. Ein afghanischer Freund erklärte der Sammlerin: »Kohe-qaf ist ein Berg in der Unendlichkeit. Dort findet man die Pari, die Feen. Wenn man feste Schuhe anhat und einen Stock in der Hand hält, muß man wandern und wandern. Wenn dann die Schuhe so dünn wie Knoblauchschale sind und der Stock so dünn wie eine Nadel, ist man vielleicht am Kohe-qaf angelangt. Wenn man großes Glück hat, begegnet man dort einer Pari.«
5. nach Knowles 65 Anm. 2 »a species of starling«
6. das Zauberpferd stammt meist aus dem Meer (EB 213 III. 9; Spies Nr. 3) oder wird mit Hilfe dankbarer Tiere durch Hüten der Hexenherde gewonnen (Barag 271 f.; Pomeranzewa 161 f.; Leskien 104 ff.; Munkácsi I. 69). Da es mit dem Pferd des Riesen verwandt ist, wirft es diesen ab (Barag 273. Leskien 107. Munkácsi 71).

2. *Der König mit den einundvierzig Söhnen*

AT 551. KHM 97 »Das Wasser des Lebens«. BP II. 394.

EB 275 I.2.2. EB 206 I. 5-7

Erzählt von Karim

Auch in dieses Märchen sind Motive aus anderen aufgenommen; so gelangt der Held nicht durch dankbare Tiere in das Feenland, sondern nach dem Wettstreit mit dem Riesen (AT 1060), der eigentlich nicht in diesen Zusammenhang gehört. Das Wiederbeleben des zerstückelten (erblindeten) Helden durch die ihn liebende Fee findet sich häufiger in manchen Fassungen des Typs AT 315 (590), wo ebenfalls wunderbare Milch das gesuchte Heilmittel ist. Diese Episode dürfte hier ebenso retardierende Erweiterung sein wie das Vermählen der 41 Prinzen mit den 41 Prinzessinnen (Mot T 69.1; AT 303 A, Knowles 65). Der Schluß mit dem Wundertopf, der wohl dem nie allewerdenden Brot mancher westlicher Fassungen entspricht (KHM 97), ähnelt überraschend der schwedischen Version des Märchens (»Weißbär am See«, Kassel 1965, 28 ff.), in der der zur Strafe in den Schloßturm eingemauerte Jüngste sich mit einem Speise spendenden Tüchlein am Leben erhält. Dort findet sich auch die Rätselfrage zur Ermittlung des wirklichen Helden (ähnlicher Dirr 84 f. und EB 206 I. 7)

1. die Zahl 40 hat in arabischen, türkischen, griechischen, aber auch jüdischen Märchen eine ganz besondere Bedeutung; vgl. »Tochter des Zitronenbaums«, Kassel 1970, 16)
2. vgl. Christensen 49
3. etwa »Königin der königlichen Feen«, oberste Feenkönigin, Pari, Peri = Fee

3. Der Prinz mit den Granatapfelkernzähnen

Vgl. EB 186 + EB 208. Vgl. FFC 90 Nr. 445A

Erzählt von Karim

In einigen türkischen Varianten des reichbelegten Märchens EB 186 verliebt sich das Mädchen durch Beschrei-

bung in einen fremden verzauberten Prinzen, der sein Perlenzelt unter einem Baume aufgeschlagen hat, was hier durchscheinen könnte. Der Flug auf dem Vogel findet sich sonst nicht.

1. Tumbur, Tanbur = gitarrenähnliches Zupfinstrument mit halbkugelförmigem Klangkörper aus dem Holz des Maulbeerbaums und bis zu 130 cm langem Hals mit zahlreichen Bünden und Wirbeln.

4. Das Märchen vom Prinzen Kamarozammon

EB 208 (vier unterschiedliche Belege) + EB 209. Jason 881⁺B. Tausendundeine Nacht (170-216 Nacht)

Erzählt von Karim

Das Märchen besteht aus zwei in EB nur ungenau erfaßten Teilen, wie schon die Schlußformel in der Mitte erkennen läßt. Zum ersten vgl. Ignaz Kúnos »Türkische Volksmärchen aus Adakale«, Leipzig 1907, 10-18, zum zweiten (bei EB fünf stark differierende Belege) führt Jason eine yemenitische Fassung an und je eine tunesische, irakische und persisch-kurdische, die sich mit anderen Typen verbinden.

1. Da der Einzelne in Afghanistan ganz der Autorität der Familie untersteht, war es für ihn schwierig, außerhalb dieser bestimmenden Sozialgruppe Freundschaft zu pflegen; doch konnte er einen Freund als Wahlbruder (brodare chuandan) oder eine Freundin als Wahlschwester (chuahare chuandan, wörtlich: gelesene, auserlesene Schwester, von chuandan = lesen) erwählen.

2. Arzt

3. Mit dieser Märchenschlußformel, die auch bei den Pashai am Südrand des Hindukusch bekannt ist (vgl. Morgensterne 109), könnte die Geschichte vom endlichen Sichwiederfinden ihren glückhaften Abschluß haben. — Zu den Hazara vgl. die Einführung.

4. Kabab: kleine, zuvor in gutgewürzter Sauermilch eingelegte Hammel- oder andere Fleischstückchen, die man an Spießen über dem Holzfeuer grillt. Dazu isst man Fladenbrot (non). — Der Erzähler hat anscheinend hier den Zusammenhang nicht mehr genau gekannt, denn wie aus den Varianten bei Jason und nun auch EB deutlich wird, hat der Vogel eigentlich den Schmuck der schlafenden Prinzessin gestohlen, und der Prinz verfolgt ihn und verirrt sich dabei.
5. Die Kartoffel ist sicher noch nicht lange und nicht überall in Afghanistan bekannt; sie wird aber in den Städten heute bei den Reichen täglich und sonst bei jeder festlichen Mahlzeit als Gemüsebeilage in fetter Tunke zum Reis gern gegessen und ist sehr geschätzt.
6. Eigentlich sendet, den Varianten nach, der Prinz selbst aus einem weitentfernten Land einen dort gefundenen Schatz (darunter den wiedergefundenen Schmuck seiner Frau) in sein Heimatland, wo seine Gemahlin, nachdem sie sich vor anderen Freiern hat retten können (AT 881 A, besonders indische Belege), auf die geschilderte Weise König geworden ist. Gleichwohl bewahrt das afghanische Märchen, bis auf diesen verlorenen Zug, recht gut die bisher nur im Orient belegte Form.

5. *Der Traum der Prinzessin*

Erzählt von Karim

Das offensichtlich volksläufig gewordene Märchen entstammt dem Tuti-Nameh (Rosen 337 ff. und Giese Nr. 36). Unserem Text steht ein turkmenisches Märchen aus Taschkent näher, das Nikolai Petrovich Ostromov 1906 veröffentlicht hat (Jungbauer Nr. 14; dort auch 313 f. eine dem Tuti-Nameh entsprechende kirgisische Fassung), in dem ebenfalls der Freier selbst auszieht, um die ehefeindliche Prinzessin zu gewinnen. Auch erzählen deren Traum und die Gemälde auf der Wand des Ge-

bäudes die *gleiche* Geschichte... nur einmal aus der Sicht der Frau, das andere Mal angeblich aus der Sicht des Mannes, während im Papageienbuch das Motiv einmal von einem Pfauen- und dann von einem Antilopenpaar berichtet wird. Daß in der afghanischen Fassung das Gemälde als Fortsetzung des Traumes ausgegeben wird, den die Prinzessin nicht zu Ende träumen konnte, ist eine weitere Verfeinerung.

1. Väterchen

6. *Das Märchen vom Prinzen Bachram*

Erzählt von Karim

Das Märchen entspricht bis in Einzelheiten den beiden Taschkenter Fassungen, die Ostromov 1906 veröffentlicht hat (Jungbauer Nr. 10 und S. 311). EB (211 mit 3 Belegen) und Spies (Nr. 9) schließen ihre türkischen Märchen ebenfalls an diese an, jedoch fälschlich, da sich die Übereinstimmung auf das auch sonst bekannte Motiv vom Verirren während der Jagd beschränkt, nach dem der Held ein entlegenes Schloß oder einen Garten findet.

1. China

2. dämonische, den Menschen meist feindlich gesinnte Geisterwesen

7. *Mißglückte Flucht*

Erzählt von Karim

Dieses Märchen gehört zu den wenigen, deren Ausgang tragisch ist. Der Anfang entspricht einem usbekischen Märchen (Märchenkarawane 158 ff.) und ist ähnlich auch sonst belegt. Das Motiv von den warnend wiehernden und beim dritten Mal bestraften Pferden findet sich ebenfalls in usbekischen (Märchenkarawane 15 f.), in turkestanischen (Jungbauer 50. 65), kalmückischen

(Ramstedt 54 f.) und türkischen Märchen (EB 160 III 6) in verschiedenartigen Verbindungen.

8. *Das Märchen vom König Kinderlos*

AT 502 Ic + 327A + 502 IIIb. EB 158

Erzählt von Karim

Die Zugehörigkeit dieses etwas lückenhaft erzählten Märchens zu AT 502 (KHM 136 Der Eisenhans) bzw. zu dem verwandten AT 314 (Goldener) wird aus dem nächstfolgenden, mit dem es zusammengehört, und aus den Varianten deutlicher. Vgl. EB 158 (4 Belege), insbesondere aber die beiden turkestanischen (sartischen) Fassungen bei Ostromov (Jungbauer Nr. 6 und Seite 306) sowie das griechische Märchen aus Karpathos, das Kretschmer (Nr. 41) mit weiteren Hinweisen veröffentlichte.

1. Zum Anfang vgl. auch Kretschmer Nr. 60. Auch in dem Märchen aus Kokand (Jungbauer 306) wird der Knabe von einem rollenden Kopf über seinen dämonischen Begleiter aufgeklärt, in dem anderen sartischen Märchen ist es eine Hilfsalte. Die Hexe (anstelle des riesischen Derwischs) hat dort einen vierzighenkligen Kessel, in dem sie ihre Opfer schmort; das findet sich ebenso in der neugriechischen Fassung wie in einem Märchen aus Kaschmir (Jungbauer 224).
2. Das Verlebendigen der versteinnten Menschen gehört eher zu AT 550 (so Goldkugel 131, Knowles 397 ff.). Gewöhnlich gelingt die Flucht aus dem Ogerhaus mit Hilfe eines Pferdes, das ein verwunschener Königsohn ist. Das Heranziehen von AT 327A (Verbrennen des Unholds im eigenen Kessel) macht diese Lösung unnötig; vielleicht deutet das Betreten des Pferdestalles (anstelle der vierzig Kammern, in deren letzter das Haar des Helden vergoldet wird) diesen Zusammenhang an. Auch die weiße Stute weist später darauf hin.

3. Mot. H 611. 1. Ebenso etwa EB 95 III. 1; 98 III. 1;
158 IV; 175 III. 6; 257 III; Dírr 53
4. Laden im Bazar

9. Der Junge mit dem Schafsmagen auf dem Kopf

AT 502 Ib II (a)c+AT 156+AT 554 +AT 502 III
(vgl. auch das verwandte Märchen AT 314, besonders für
den Schluß (Vd VId). Vgl. EB 247, 257.

Erzählt von Gulam Sachi (Hazara)

Dazu Nr. 8 und die dort genannten Varianten. Zur Flucht
aus dem Haus wegen Bosheit der Stiefmutter vgl. den
Anfang von AT 532 mit afghanischer Variante bei Jason
und BP III. 107. Die Episoden mit den Riesen, den Vögeln
und Löwen sind für den Handlungsgang eigentlich
überflüssig und bleiben blinde Motive, da ja bereits das
Pferd als Helfer fungiert (bei EB 158 IIc ist es nach dem
Genuß eines vom Derwisch erhaltenen Apfels mit dem
Jungen zugleich geboren und ebenfalls rot). Vielleicht
waren die Zusammenhänge dem Erzähler nicht mehr
ganz deutlich, denn auch in den sartischen Märchen er-
hält der Held Haare bzw. Federn von (aus den 40 Kam-
mern des Dämons) befreiten Riesen, Tieren und Vögeln
als Notzeichen (vgl. auch Kretschmer Nr. 41).

1. eigentlich hat er infolge seiner wunderbaren Geburt
goldene oder öfter beim Betreten der vierzigsten Kam-
mer des Dämons vergoldete Haare, die er dann unter
dem Schafsmagen verbirgt.

10. Vierzig Meter Haar

AT 560+AT 516 B

Erzählt von Karim

Wie Karel Horálek (Fabula 7, 1964/5 S. 1 ff.) festgestellt
hat, stellt AT 516B, »Die entführte Prinzessin«, die öst-

liche Variante des bereits aus dem 13. Jahrhundert vZtr. bekannten altägyptischen Märchens von Anup und Bata dar. Von der westlichen unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Braut des Besitzers des Wunschdings von einem Nebenbuhler geraubt wird, der sich durch ein den Fluß herabgeschwommenes Haar (Schuh) in sie verliebte. In der westlichen Fassung (AT 318 und AT 590A) aber verrät die Frau selbst ihren Mann, der durch Verlust seines Talismans (Wunschdings) ums Leben kommt oder in Not gerät. Den Redaktionen gemeinsam ist, daß der Held von Helfern den gefundenen Talisman zurückerhält bzw. zum Leben zurückgebracht wird und seine Frau wiedergewinnt bzw. (in der westlichen Fassung) bestraft. Die Verbindung mit AT 560 ist — wie das nächste Märchen zeigt — nicht zwingend, aber naheliegend. Von den 18 in FFC 180 angeführten indischen Varianten folgt die Hälfte dieser Kombination; Horálek nennt sie nicht. Mit unserer Fassung stimmen sie oft bis in Einzelheiten überein, so etwa das Märchen aus Kaschmir bei Knowles 20 ff. mit Varianten. Für AT 516B vgl. ferner EB 77 V; 213 IV; 215; 216; Spies Nr. 23 (ebenfalls + AT 560), Jason, Jungbauer 66 ff.

1. Rupa = kleine, heute nicht mehr gebräuchliche Scheidemünze
2. Suleiman ist die muselmanische Form des biblischen Königs Salomo, der als zauberkundig galt.
3. Dieser Zug findet sich oft in Märchen vom Typ A 425 (Goldkugel 5ff.), vgl. jedoch auch EB III 3, Spies Nr. 23.
4. gewöhnlich fliegt die Hexe in einem Kübel, in einer Lade, in Bienengestalt oder ähnlich dorthin oder gibt sich, wie im folgenden Märchen, als hilfsbedürftige Alte aus
5. Öfter wird nur die Frau geraubt, das Zauberding (meistens ein Schwert, ein Messer), in dem das Leben des

Mannes steckt, ins Meer geworfen, so daß der Mann stirbt. Freunde finden das Amulett und rufen ihn wieder ins Leben zurück (so etwa »Tochter des Zitronenbaums«. Märchen aus Rhodos, Kassel 1970, Nr. 9). Der Raub auch des Ringes ist durch die Kontamination mit AT 560 bedingt.

6. Mot. K 431. Vgl. EB III. 5; Spies 156; Knowles 26 mit Varianten. Vgl. auch Barag: Belorussische Volksmärchen, Berlin 1966, 196 (westliche Fassung).

11. *Das Märchen vom treuen Wazirensohn*

AT 516B + AT 516 (IIIb-V). EB 214.

Erzählt von Karim

Das Märchen, das zum gleichen Typ wie das voraufgegangene gehört, verbindet sich hier mit AT 516. Da »der treue Johannes« (KHM 6) als *der* Freund schlechthin gelten kann, ist auch diese Verbindung naheliegend und auch sonst belegt, so bei einem Drittel (6) aller in FFC 180 aufgeführten indischen Varianten.

1. Erziehung im unterirdischen Gelaß (Kristallpalast) ist besonders in türkischen (EB 186 III. 187. 212 III. 214 III. 215 III. u. a., Giese Nr. 1), griechischen (Hahn Nr. 15, Dawkins: Modern Greek Folktales Nr. 30) und sizilianischen Märchen (Gonzenbach Nr. 26. 27. 28) belegt.
2. gewöhnlich verliebt er sich in die Frau des anderen durch deren den Fluß herabgetriebenes Haar, ihren Schuh oder auch durch ihr Bildnis, das ihr Mann während der Jagd verloren hat
3. Möglicherweise ist das ein Anklang an den Verlust des Talismans des Prinzen, in dem dessen Leben verborgen ist und der vom Helfer durch Zurückbringen des Zauberdings wieder lebendig wird. Übrigens entspricht der Edelsteinzahn des Riesen dem Rubin aus dem Gesicht des Drachen, den der Sohn eines Grassamensammlers in einem Pashai-Märchen (Hindukusch) gewinnt und der ihm entsprechend dem Ring des voraufgegangenen

Märchens von der Hexe gestohlen und dann von dankbaren Tieren wiedergebracht wird (Morgensterne 40 ff.) Zur Überquerung der Flusses vgl. Jungbauer 69.

12. *Aschenputtel*

AT 510 A⁺ (+516 B)

Erzählt von der alten Frau (Hazara)

Diese Variante des Aschenputtel-Märchens (vgl. EB 60, Spies Nr. 30, Jason) klingt durch das Verlieben in die Braut, deren Schuh den Fluß herabgeschwommen ist (Mot. T. 11.4.2), wenigstens an AT 516 B an, wenn auch der Raub der Frau und ihr endliches Wiedererlangen durch den Mann hier fehlen.

13. *Das Märchen vom ledernen Menschen*

AT 510 B. KHM 65 »Allerleirauh«. BP II. 45. EB 189.

Jason

Erzählt von Haschim, einem jungen Polizeioffizier. Gewöhnlich will der König seine Tochter deshalb heiraten, weil sie genau der verstorbenen Königin gleicht und ihr allein deren Ringe (Armbänder, Schuhe) passen. Der Anfang des Märchens erinnert hier mehr an EB 97 III. 1. Die Flucht des meist im Fell-, Holz-, Strohkleid verborgenen Mädchens durch den auf Geheiß der Mutter gegrabenen Tunnel ist ungewöhnlich; ein Ledergewand trägt es in indischen Märchen (G. A. Grierson: Ling. Survey of India III. Nr. 217. 258). Die Entdeckung beim Bad entspricht AT 409 A (EB 85 III. 2)

14. *Das Topfkind*

AT 425⁺ Q Jason (mit 6 Varianten)

Erzählt von der alten Frau (Hazara)

Zu den Freiersproben vgl. u.a. Goldkugel 5f., Megas II Nr. 19.20, Boratav Nr. 9, Jungbauer 40, Ramstedt Nr.

17 und oben Nr. 10. Daß der übernatürliche Gatte (sonst meist Schlange, Krebs, Eselskopf usw.) als Speise zutragender Topf erscheint, ist ungewöhnlich (wie auch die literarisch anmutende Form des Sicherkennengebens) und könnte von Märchen nach Art Boratav Nr. 19 (AT 591 »Der stehlende Topf«. EB 173) beeinflußt sein.

15. *Das hölzerne Mädchen*

AT 898. EB 91

Erzählt von Haschim, einem jungen Polizeioffizier. Das Märchen ist im Mittelmeerraum von Spanien und Tunis (Jason) bis in die Türkei bekannt und im mittleren und südlichen Italien und in der Türkei (13 Varianten bei EB, fünf weitere Boratav Nr. 5, ferner Spies Nr. 16) besonders reich belegt. Spies verweist auf eine kaukasische Variante aus dem westlichen Anatolien. Danach dürfte die vorliegende Fassung die bisher am weitesten im Osten belegte sein. Den Varianten zufolge darf die Fee eigentlich nicht sprechen, solange man sie für eine Schreinerstochter hält. Ärgerlich darüber, daß sie beständig schweigt, heiratet der Prinz nacheinander zwei weitere Frauen, die aber ums Leben kommen als sie die Zauberkunststücke der Fee nachahmen. Erst als der Prinz zufällig das Zauberwort erfährt, das die Herkunft der Fee verrät (etwa »um deines Mondvaters und deiner Sonnenmutter willen«, so Boratav Nr. 5), spricht sie mit ihm.

16. *Das Märchen von den 40 Töchtern und den 40 Söhnen*

EB 369 (mit 18 türkischen Varianten). Vgl. auch AT 956 B

Erzählt von Karim

In der Regel sind es vierzig Räuber, die ein listentreiches Mädchen foppt. Als man es erwischt, verspricht es, für jeden der Räuber ein Mädchen mitzubringen, entkommt aber wiederum. Am Schluß heiratet sie den Räuberhauptmann oder alle Gespielinnen heiraten die vierzig Räuber. Hier ist das Mädchen kahlköpfig, entspricht also dem Kahlkopf anderer Märchen.

17. *Die Geschichten von den untreuen Frauen*

AT 1510. EB 278

Erzählt von Gulam Sachi

Der erste Teil ist die weitverbreitete und in der Weltliteratur vielfach behandelte Geschichte von der »Witwe von Ephesus«, deren älteste (indische) Aufzeichnung aus dem 4. Jh. vZtr. stammen soll. Im Altertum wurde sie u.a. im »Satyricon« des Petronius Arbiter erzählt und fand durch die europäischen Fassungen der »Sieben weisen Meister« und danach als Predigt Märlein Verbreitung. Eine weitere afghanische Variante bei Jason.

18. *Der Kaufmann und seine untreue Frau*

AT 1419C. AT 1364. EB 266 (4 Varianten)

Erzählt von Karim

Der Märchenschwank von der untreuen Frau, die das eine sehende Auge ihres unverhofft heimkehrenden Ehemannes verdeckt, damit der verborgene Liebhaber entkommen kann, findet sich schon in der »Disciplina clericalis«, einer Novellensammlung des spanischen Juden Petrus Alfonsi (um 1110), die Stoffe aus hebräischen und arabischen Quellen vermittelt. Von da ging er in die »Gesta romanorum« (Nr. 122) ein und wurde ein Predigt Märlein des Mittelalters. Vielfach wird der Liebhaber aufgefordert, seine Abenteuer beim Gastmahl des

betrogenen Ehemanns zu erzählen; als er in letzter Minute erkennt, daß er sich im Haus seiner Geliebten befindet, erklärt er alles für einen Traum (was hier nur schwach anklingt). — Eine tadshikische Variante in »Sandelholztruhe« 275 ff.

19. *Der kahlköpfige Meisterdieb*

AT 950. EB 342. BP III 395ff. Jason 950 (Afghanistan)
Erzählt von Gulam Sachi

Das bekannte Rampsinitmärchen ist wohl in Ägypten entstanden. Als älteste Aufzeichnung gilt die des Eugammon von Cyrene in Lybien (5. Jh. vZtr.), bekannter ist die des Herodot. Über die europäischen Fassungen der »Sieben weisen Meister« ging es in die mittelalterliche Literatur und in die Volksdichtung ein; im Orient ist es bereits im Pantschatantra belegt. Die östlichen Fassungen sind oft durch weitere Motive aus Meisterdiebgeschichten (AT 1525) ausgebaut, etwa das vom schätzebeladenen Kamel (EB 342 IV; Jason 1525⁺ S afghanische Variante; Morgensterne 111; Radloff 3.332).

20. *Das Märchen von Delchak*

EB 199 (7 türkische Varianten).

Erzählt von Karim

Variante: C. G. Campbell: »Tales from the Arab tribes«, London 1949, Nr. 5. Die List, Aufmerksamkeit der Schönen durch Verrichtung närrischer Dinge zu erreichen, findet sich auch in manchen orientalischen Fassungen des »Brüderchen und Schwesternchen«-Märchens (EB 168 I. 7; Jahn S. 137. 513 mit Varianten; Kúnos S. 6; Boratav 169; Dawkins »Modern Greek Folktales« Nr. 2).

21. *Alles kommt von Gott*

AT 923B + AT 986

Erzählt von Maseri

Das Märchen, das sich nach Boratav 319 bereits im 13. Jahrhundert aufgezeichnet findet, ist im islamischen Orient reich belegt. EB führen unter 256 insgesamt 23 türkische Varianten auf, wozu Boratav (Nr. 36) später noch 3 weitere hinzufügt. Azharia Jahn (Nr. 38) nennt 6 arabische; die bei Margery Kent »Fairy Tales from Turkey«, London 1946, belegte steht unserer Fassung besonders nahe. Heda Jason verzeichnet (zu AT 923) 23 jüdisch-orientalische Fassungen in den Beständen des Israel Folklore Archive, darunter auch eine afghanische, die nur in der Einleitung geringfügig von der vorliegenden abweicht (die Tochter erklärt, nur die Geschicklichkeit der Frau erhalte das Haus, was sich ähnlich auch sonst findet). Eine weitere afghanische Variante, die später veröffentlicht werden soll, hat Karim erzählt. Eine aserbeidschanische findet sich in »Prinzessin aus Samarkand« 97 ff. Die 25 indischen Belege in FFC 180 stellen meist in anderen Verbindungen, was vielleicht auf eine Entfernung vom Ursprungszentrum des Märchens schließen lässt. Vermutlich ist es dort zu suchen, wo die Vorstellung von Brunnengeistern lebendig ist (dazu Jahn 445 f.).

1. Unser Text folgt hier dem Typus nicht genau. In der Regel stellt der Brunnendämon (Neger) eine Rätselfrage oder lässt zwischen zwei Dingen wählen (schwarz und weiß, schöne Frau und häßlicher Frosch). Und der Bursche versteht es, durch geschickte Antwort, oft einem Sprichwort (»Schön ist, was man liebt«) oder durch Loben des Frosches die Neigung des Dämons zu gewinnen.

LITERATURAUSWAHL

AT Aarne, Antti und Thompson, Stith: *The types of the Folktale*. FFC 184 Helsinki 1961

BP Bolte, Johannes und Polivka, Georg: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Leipzig 1953

EB Eberhard, Wolfram und Boratav, Pertev Naili: *Typen türkischer Volksmärchen*. Wiesbaden 1953

FFC Folklore Fellows Communications. Helsinki 1907 ff.

Jason Jason, Heda: *Types of Jewish-Oriental Oral Tales*. Fabula 7. Berlin 1964/5

KHM Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm

Mot. Thompson, Stith: *Motif-Index of Folk-Literature*. Kopenhagen 1955/58

Amonow, R. und Ulug-sade, K.: *Die Sandelholztruhe. Tadshikische Volksmärchen*. Berlin 1960

Boratav, Pertev Naili: *Türkische Volksmärchen*. Berlin 1968

Christensen, Arthur: *Märchen aus Iran*. Jena 1939

Dirr, Adolf: *Kaukasische Märchen*. Jena 1920

Giese, Fr.: *Türkische Märchen*. Jena 1925

Jahn, Samia al Azharia: *Arabische Volksmärchen*. Berlin 1970

Hackin, Ria und Kohzad, Ahmad Ali: *Légendes et contes afghanes*. Paris 1953

Hermann, Alfred und Schwind, Martin: *Die Prinzessin von Samarkand. Märchen aus Aserbeidschan und Armenien*. Köln 1951

Jungbauer, Gustav: *Märchen aus Turkestan und Tibet*. Jena 1923

Knowles, J. Hinton: Folk-Tales of Kashmir. London 1893

Kretschmer, Paul: Neugriechische Märchen. Jena 1941

Kúnos Ignaz: Türkische Volksmärchen aus Stambul. Leiden 1905

Lebedew, K.: Afganske skazki. Moskau 1955

Leskien, August: Balkanmärchen. Jena 1925

Magyar, Adorján: Goldkugel und andere Märchen aus Ungarn. Kassel 1970

Megas, Georgios A.: Griechische Volksmärchen. Düsseldorf 1965

Morgenstierne, Georg: The Pashai Language. Indo-Iranian Frontier Languages III. Oslo 1944

Munkácsi, Bernhard: Blüten der ossetischen Volksdichtung. Keleti Szemle XX. Budapest 1927

Parker, Barret und Javid, Ahmad: A Collection of Afghan Legends. Kabul 1970

Ramstedt, G. J.: Kalmückische Sprachproben. Mémoires de la Société Finno-ougrienne XXVII, Helsinki 1909/19

Schewerdin, M. I.: Die Märchenkarawane. Aus dem usbekischen Märchenschatz. Berlin 1965

Spies, Otto: Türkische Märchen. Düsseldorf 1967

Thorburn, S. S.: Bannú or Our Afghán Frontier. London 1876

Tuti-Nameh. »Das Papageienbuch«. Aus der türkischen Fassung übertragen von Georg Rosen. Leipzig 1958

Zachová, Eliska: Die Fee aus dem Granatapfel und andere afghanische Märchen. Prag 1961

Bibliographie der Afghanistan-Literatur 1945-1967. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Afghanistan und dem Deutschen Orient-Institut Hamburg. 1968

Bellow, H. W.: An Inquiry into the Ethnography of Afghanistan. Woking 1891 reprint 1973

Clifford, Mary L.: The land and people of Afghanistan. Philadelphia 1973

Delapraz, A. und M.: Afghanistan. Neuenburg 1964

Dollot, Rene: Afghanistan. Histoire, description, moeurs et coutumes, folklore, fouilles. Paris 1937, reprint 1974

Fraser-Tytler, W. K.: Afghanistan. London 31967

Griffiths, J. C.: Afghanistan. New York und London 1967

Klimburg, M.: Afghanistan, das Land im historischen Spannungsfeld Mittelasiens. Wien 1966

Kraus, Willi (Hrsg.): Afghanistan. Natur, Geschichte und Kultur, Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. Tübingen und Basel 1972

Maeder, Hans: Afghanistan. Berge, Pferde und Basare. Freiburg/Br.-Olten 1972

Watkins, Mary B.: Afghanistan. New York 1963

Wilber, D. N.: Afghanistan. New Haven 21962

Wilber, D. N.: Annotated Bibliography of Afghanistan. New Haven 31968

ÜBERSICHT

| | |
|--|-----|
| Einleitung | 5 |
| 1. Der Prinz mit dem Zauerpferd | 17 |
| 2. Der König mit den einundvierzig Söhnen | 29 |
| 3. Der Prinz mit den Granatapfelkernzähnen | 40 |
| 4. Das Märchen vom Prinzen Kamarozamon | 47 |
| 5. Der Traum der Prinzessin | 61 |
| 6. Das Märchen vom Prinzen Bachram | 70 |
| 7. Die mißglückte Flucht | 78 |
| 8. Das Märchen vom König Kinderlos | 82 |
| 9. Der Junge mit dem Schafsmagen auf dem Kopf .. | 89 |
| 10. Vierzig Meter Haar | 97 |
| 11. Das Märchen vom treuen Wazirensohn | 111 |
| 12. Aschenputtel | 121 |
| 13. Das Märchen vom ledernen Menschen | 123 |
| 14. Das Topfkind | 124 |
| 15. Das hölzerne Mädchen | 137 |
| 16. Das Märchen von den 40 Töchtern und den 40 Söhnen | 142 |
| 17. Die Geschichten von den untreuen Frauen | 148 |
| 18. Der Kaufmann und seine untreue Frau | 153 |
| 19. Der kahlköpfige Meisterdieb | 158 |
| 20. Das Märchen von Delchak | 165 |
| 21. Alles kommt von Gott | 168 |
| Anmerkungen | 174 |
| Literaturauswahl | 189 |

| | |
|---------|---|
| Serai | Grosshandelslager in Orten |
| Dukkan | klein, en- Zweiräumige Wohlställe |
| sandali | Holzholzbecken |
| Dambura | triphinstrommt mit seinen Seiten |
| Duschak | Sitzpolster am Boden |
| Ei | Kardamom |
| hazir | Minister |
| malang | Bettelmönch |

Mullah Nasrudin

